

Presseartikel zu Elke Erb

Inhalt

Über Elke Erb allgemein

- 2 Ulrike Draesner über Elke Erb
- 4 Brigitte Oleschinski: Sprechen über Elke Erb, Laudatio zur Verleihung des Ida-Dehmel-Literaturpreises an Elke Erb 1995
- 8 Andrea Marggraf, Deutschlandradio Kultur, Literatur, 12. Februar 2008, 19.30 Uhr

Über «Mensch sein, nicht»

- 18 Charitas Jenny-Ebeling, neue deutsche literatur, 2/99

Über «Sachverstand»

- 20 Cornelia Jentsch, Basler Zeitung 12. Januar 2001
- 23 Florian Neuner, schein Schlag Nr. 1, 2001
- 24 Norbert Hummelt, Göttinger Sieben (www-etk-muenchen.de), Februar 2001
- 25 Christine Scheiter, literaturkritik.de, Nr. 8, August 2001 (3. Jahrgang)

Über «die crux»

- 26 Ingeborg Ruthe, Berliner Zeitung, 20. November 2003
- 27 Olga Martynova, Die Welt, 22. November 2003 und Die Zeit, 22. Dezember 2003
- 28 Jörg Magenau, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 31. Dezember 2003
- 30 Róza Domascyna, Sächsische Zeitung, 31. Januar 2004
- 31 Nico Bleutge, Neue Zürcher Zeitung, 12. August 2004
- 33 Sabine Peters, Frankfurter Rundschau, 10. November 2004

Über «Gänsesommer»

- 35 Tobias Lehmkuhl, Der Tagesspiegel, 13. März 2005
- 36 Carola Wiemers, Deutschlandradio, 2. Juni 2005
- 38 Herbert Wiesner, NDR, 3. Juli 2005, 17:30 Uhr
- 40 Bruno Steiger, Neue Zürcher Zeitung, 6. Juli 2005

Über «Sonanz»

- 42 Jürgen Verdofsky, Stuttgarter Zeitung, 13. Februar 2008
 - 43 Michael Braun, Freitag, 15. Februar 2008
 - 45 André Rudolph, MDR FIGARO, 17. Januar 2008
 - 47 Norbert Hummelt, Kölner Stadtanzeiger, 17. Februar 2008 / Tagesspiegel, 18.2. 2008
 - 49 Olga Martynova, Frankfurter Rundschau, 18. Februar 2008
 - 52 Martin Zingg, Neue Zürcher Zeitung, 18. Februar 2008
 - 53 Steffen Popp, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. Februar 2008
 - 55 Roza Domascyna, Sächsische Zeitung, 18. Februar 2008
 - 56 Katrin Greiner, Neues Deutschland, 18. Februar 2008
 - 58 Markus Bundi, Mittelandzeitung, 23. Februar 2008
 - 59 Tobias Lehmkuhl, Süddeutsche Zeitung, 1. April 2008
-

Ulrike Draesner über Elke Erb

Erb, Elke, wurde am 18. Februar 1938 in Scherbach, einem kleinen Dorf in der Eifel geboren. In ihrem 12. Lebensjahr übersiedelte sie mit der Familie nach Halle, DDR. Sie arbeitete ein Jahr lang auf einem Volksgut und begann 1959 ein Pädagogikstudium für Russisch und Deutsch. 1963 wurde sie für drei Jahre Lektorin am Mitteldeutschen Verlag Halle. 1966 machte sie sich als Rezensentin und Gutachterin selbständig und zog nach Berlin. Kontakte zu Sarah Kirsch, Erich Arendt, Karl Mickel und Fritz Mierau. 1967-1978 Ehe mit Adolf Endler. 1968 publizierte Erb ihre ersten Gedichte. Ein Jahr später begann mit einer Reise nach Georgien auch die vielfache Übersetzungsarbeit Erbs. Arbeiten für Kindertheater und Puppenspiel folgten. Erb lebt heute in Berlin und Wuischke (Sachsen). 1988 erhielt sie den Peter-Huchel-Preis (für *Kastanienallee. Texte und Kommentare*. Berlin, 1987), 1990 den Heinrich-Mann-Preis (zusammen mit Adolf Endler), 1995 den Erich-Fried-Preis, 1998 den Norbert-C.-Kaser-Preis, 1999 den F.-C.-Weiskopf-Preis.

Die ersten Bücher Erbs erscheinen als Parallelausgaben in Ost und West: dem Band *Gutachten* (1975) folgt ein Jahr später *Einer schreit: Nicht!*; den Bänden *Faden der Geduld* (1978) und *Vexierbild* (1983) die von Sarah Kirsch ausgewählte und mit einem Nachwort versehene Textsammlung *Trost* (1982). Alle Bände enthalten Gedichte und Prosa, surreal-reale kleine Geschichten, die sich zunehmend von der Verpflichtung lösen, etwas zu erzählen. Kürze und Präzision kennzeichnen die Texte; von Anfang an fallen bei Erb die Fragen nach dem Weg, der als Metapher, als Konkretum und als Denkfigur begriffen wird, sowie nach dem Selbst auf. Besonders in *Der Faden der Geduld* versucht Erb, Dinge und Prozesse für sich selbst sprechen zu lassen, sich den endlichen Dingen zu nähern. Den Weg in die Wortarbeit markieren die zunehmend auftretenden Selbstkommentare. Das sprechende Ich wandelt sich von der bloßen Beobachterin zu einem Ich, das Sprache macht. Gedichte werden verstanden als experimentelle Analysen auf das Myzel unseres Alltags im Denken und Fühlen. Einen aufschlußreichen Zeitspiegel liefert das beigefügte Gespräch mit Christa Wolf. Es zeigt, wie Erbs Nicht-Mehr-Erzählen Vorwürfe bis Verwunderung auslöste. Bereits hier deutet sich an, was Erb später in *Winkelzüge* explizit ausführen wird: nicht Menschen, sondern Themen und Gedanken werden, samt ihres Vorlebens, zu den Figuren ihres Schreibens. Wer bei der Lektüre des Gesprächs zwischen Erb und Wolf jedoch glaubt, die experimentskeptische Haltung der Realismusverpflichtung eines östlichen Kunstprogrammes zuweisen zu können, wird sich die Frage gefallen lassen müssen, was dann heute für eben diese Haltung der Grund sein mag. Erbs Werk wurde immer wieder vorgeworfen, hermetisch bis unverständlich zu sein. Tatsächlich gehen Erbs Texte auf einen mitdenkenden und mitfühlenden Leser aus. Für den, der sich auf sie einläßt, stecken sie voller ungewöhnlicher Gedanken und konkreter Anspielungen auf die Zeit, aus der sie kommen. Reiche Spuren der Übersetzungsarbeit sowie der Auseinandersetzung mit Schriftstellerkollegen finden sich im gesamten Werk Erbs, die von Anfang im Austausch mit anderen den eigenen Sprachort suchte. Sie bricht lineare Textstrukturen auf und setzt sich in den 80ern zunehmend für sprachliche Experimente ihrer jüngsten Schriftstellerkollegen ein. Gemeinsam mit S. Anderson gibt sie 1985 die aufsehenerregende Anthologie neuerer Literatur aus der DDR *Berührung ist nur eine Randerscheinung* heraus. 1986 schreibt Erb, sie habe bei A. v. Droste-Hülshoff gelernt, daß Werk und Autor nicht mehr zu trennen seien. Die Konsequenzen dieser Haltung prägen ihren 1988 erschienenen Gedichtband *Kastanienallee*. Erb legt das Prozessuale ihrer Texte offen; jedes Gedicht ist von einem Kommentar begleitet, der selbst Gedicht, Gedichtähnliches und Prosareflexion ist. Erb läßt teilhaben an dem Prozess, mit Sprache zu denken, auf daß auch wir «satz-weise» werden. Wege werden als Texte und diese als Ermöglichtungen verstanden; souveränes Handwerk und Reichtum kennzeichnen den Band. «Daß eine kindliche Wahrnehmungsweise und

Wunschkombinationen hegerisch-hegelisch aufhebende Grundeinstellung zur Welt und eine avancierteste poetische Reflexions- und Aktionsformen erprobende künstlerische Intellektualität untergründig zusammenwirken; daß der poetischen Aktion aus noch nicht verschütteten Quellen kindlicher Rezeptivität ebenso Kraft zufließt, wie ihr andererseits strengste, disziplinierteste Reflexivität zuarbeitet – das ist ein durchgehender Zug im lyrischen Werk Elke Erbs (Urs Allemann. Laudatio auf Elke Erb, in: *Peter-Huchel-Preis 1988*, Moos / Baden-Baden 1989).

Erbs reflektorisch radikalster Text, geschrieben 1983 bis Oktober 1989, erscheint 1991 unter dem Titel *Winkelzüge oder Nicht vermutete, aufschlußreiche Verhältnisse*. Kommentar und Text lassen sich nun nicht mehr voneinander unterscheiden. «Aber werde ich denn noch lieben», fragt die Heldin des Buches. Sie erscheint als das Schreiben selbst, der Vorgang einer schonungslosen Eigenbefragung. Sprachliche Handlungen, verstrickt ins Winkelzieherische der Absichten und Verhältnisse, werden unter Mikroskop gelegt und dort gedreht als wären sie Kristalle. Ihre Bedeutungsvalenzen öffnen sich, es entstehen Sternennetze, wie Wege am Himmel. Leben und Schreiben sind miteinander verschmolzen. Das Buch läßt erkennen, wie sich eine Autorin im letzten Jahrzehnt der DDR im entscheidenden Raum des Wie-spreche-ich eine Haltung erarbeitet, die ihr aufs erstaunlichste nach der sogenannten Wende ermöglichen wird, sich auf eine neue Lebens- und Sprachwirklichkeit einzulassen, ohne das Alte aus dem Blick zu verlieren, ohne dem einen oder anderen anheimzufallen zu müssen. Elke Erb leistet hier Außergewöhnliches.

Die intertextuelle Anlage und ständige Fortentwicklung des Erbschen Werkes in der Auseinandersetzung mit anderen wird nirgends so konzentriert sichtbar wie in dem 1994 vorgelegten Gedichtband *Unschuld, du Licht meiner Augen*, der aus Erbs Auseinandersetzung mit dem Werk F. Mayröckers erwächst. Ein reger Wechsel imaginierter Dialoge, die Aufnahme Mayröckerscher Sprachfetzen und deren Weiterdenken, aber auch ganz eigenständige Texte zur Orientierung in der veränderten östlich-westlichen Welt kennzeichnen den Band. Erbs Gedichte gewinnen durch die Beschäftigung mit der Wienerin Dichterin, einer von «Drüben», an Geschmeidigkeit und Sinnlichkeit. Eine ganz eigene Mischung aus unvermutet schönen Bildern und klarem Denken anhand von Sprache entsteht. «Elke Erb ist das, was man einen poetischen Geist nennen möchte ... Das hermetische LICHT bei ihr, nicht, wie von Rezipienten und der Literaturkritik meist beklagt, das hermetische DUNKEL. Das hermetische LICHT ist vorherrschend, die aufgeklärte Erleuchtung pflanzt sich fort...» (Friederike Mayröcker, Laudatio zum Erich-Fried-Preis, 1995)

Nur ein Jahr später, 1995, erscheint mit *Der wilde Forst, der tiefe Wald* ein Kommentarbuch anderer Art: in Interviews, politischen, autobiographischen und poetologischen Auskünften reflektiert Erb hellwach und scharf die Jahre 1989-1995. Poesie, die für Erb «bündigste und gründlichste Form der Erkenntnis», wird gegen die «Zeiten prosaisch geprägter Erklärungswut» verteidigt; neue Räume erschließen sich.

Mit *Mensch sein, nicht* (1998) und *Sachverstand* (2000) hat Erb seither zwei weitere Bücher vorgelegt, die Gedichte, deren Entstehungsprozesse, Tagebuchaufzeichnungen und Reflexionen enthalten. Ihr reichhaltiges, an Sprach- und Denkkraft wachsende Werks allerdings vermag heute kaum jemand zu überblicken, da es in verschiedenste Publikationsorte zerstreut ist. Erb bewegt sich ins Netz der Sprache, faltet es aus und durchdringt es, ohne es zu zerreißen. Gerade in ihrem Fall würde man sich eine Gesamtausgabe wünschen, denn hier wurde von Anfang an ein Werk gearbeitet. Jedes Buch baut auf den Lotbewegungen seines Vorgängers auf. Und nur der Blick auf den Textweg von 1975 bis heute macht es möglich, diese Autorin, deren Leben in beiden Teilen Deutschlands durch den «Nachkrieg» lief, in ihrer denkerischen, sprachlichen und zeitkritischen Vitalität wahrzunehmen.

Brigitte Oleschinski, Laudatio zur Verleihung des Ida-Dehmel-Literaturpreises 1995

Sprechen über Elke Erb

Liebe Preisträgerinnen, meine Damen und Herren,

Beim Sprechen über Elke Erb, das ich auch anlässlich dieser öffentlichen Preisverleihung nicht als bloßes «Anlaßlob» verstehen möchte, ist es für mich nicht ganz leicht, der Preisträgerin und ihrem Werk wirklich gerecht zu werden. Wie Sie wissen, habe ich die schwere Aufgabe – und natürlich die große Ehre –, eine weit würdigere Preisrednerin zu vertreten, die heute nicht hier sein kann, nämlich Sarah Kirsch.

Sarah Kirsch und Elke Erb gehören, auch als Autorinnen, fast zur selben Generation und kennen sich seit vielen Jahren, und ich hätte es durchaus vorgezogen, die eine die andere loben zu hören, einfach, weil es mir viel angemessener erschienen wäre.

Nun ist diese Aufgabe auf Wunsch der Veranstalterinnen mir zugefallen, und Sie müssen mit dem vorlieb nehmen, was ich über eine Schriftstellerin sagen kann, auf deren Texte ich seit ungefähr zehn Jahren achte, und zwar als Angehörige einer jüngeren deutschsprachigen Generation, die ihre eigenen poetischen Maßstäbe in den achtziger Jahren auszubilden begonnen hat. Das war ein Prozeß, der sich nach meinem Dafürhalten westlich und östlich der Elbe aus vergleichbaren und miteinander verflochtenen Impulsen entwickelt hat, und Elke Erb hat darin auch für uns westdeutsche AutorInnen keine unwichtige Rolle gespielt. Vieles von dem, was *wir* als eigene Form entdeckten, eine fremdere Art des Denkens nämlich, unmittelbar in und aus der Sprache, die sich ablöste von der leergeschriebenen Alltagslyrik und den politisch-ideologischen Vorgaben der siebziger Jahre, kannte und konnte Elke Erb schon längst, ehe wir überhaupt anfangen.

Mein erster Gedanke war deshalb, Ihnen etwas darüber zu erzählen, wie es für mich ist, Elke Erb zu lesen. Denn das Verständnis für komplexe Gedichte, wie sie heute geschrieben werden, hängt eng damit zusammen, wie wir sie zu lesen imstande sind. Sich mit zeitgenössischen Gedichten zu befreunden, hat kaum etwas mit dem üblichen Lesen im Sog einer Geschichte oder einer traditionellen lyrischen Form zu tun, sondern spricht ein spontan anderes Sprachgefühl an.

Wenn die Sprache in ihrem Witz und Aberwitz plötzlich wörtlich erscheint, wenn ihr Klang wie ein Instrument zu hören ist oder in der Alltagsrede die verschollene Bildhaftigkeit einer fremden Epoche aufleuchtet, wenn sich der Rhythmus einer Denkbewegung mit dem Silbenfall synchronisiert und nächtliche Wortbedeutungen mir tagsüber entgegenkommen wie «leibliche Geschwister», dann ist in der Regel Poesie im Spiel (was nicht ausschließt, daß man es gerade mit Pop-Musik oder Werbung zu tun hat), und wenn dies alles mir beim Lesen den Atem stocken läßt, weil das geradlinige Denken im Kopf zu kreisen beginnt und aus schwindelerregenden Rätseln mit einemmal vertraute Antworten und aus vertrauten Antworten wieder unerschrockene Fragen, dann lese ich wahrscheinlich gerade ein Gedicht von Elke Erb, oder, um es mit zwei Zeilen von ihr zu sagen, die Friederike Mayröcker zitieren:

«Blitze an sich sind langsam, / nur das Blitzen an ihnen ist schnell.»

(Die nächste Zeile übrigens lautet, typisch für Elke Erb: «Aha!»)

Ich finde das erhellend und erhebend zugleich, beides im wahrsten Sinn des Wortes, denn noch während ich auf Zeilen von dieser Art blicke, die mich von einer Sekunde zur anderen in etwas wie eine klarsichtige Trance versetzen können, spüre ich, wie die Worte sich vom Papier ablösen und in meinem Innern nach oben treiben, um sich mit eigenen Impulsen und Wortbildern zu assoziieren (etwas, das sich noch weniger lenken läßt als – sagen wir: – Seifenblasen). Wahrscheinlich liegt es daran, daß Elke Erb sich in ihrer poetischen Arbeit gänzlich unvoreingenommen auf jeden nur denkbaren sprachlichen Reiz einläßt, und die

Unvoreingenommenheit besteht nicht zuletzt darin, wie sie das vor unseren Augen passieren läßt. Wenn ich ein Gedicht von ihr zu lesen beginne, kann ich mir, gleich welcher Ton als erster angeschlagen wird, niemals ausrechnen, welcher Klang, welcher Gedanke, welche Zeile als nächstes kommt, und doch gibt es eine Brücke von jedem neuen Schritt zurück in das schon Vernommene. Es ist, als ob man ihre Gedichte, während man sie vorwärts liest, rückwärts verstehen müßte, so wie Erfahrungen. Auf solche Weise stiftet sie Begegnungen mit Textgestalten, die so wirklich oder unwirklich sind wie alle Begegnungen, denn für mein Empfinden hat es immer schon etwas von einer Kunst an sich, einem Wesen oder einem Ding überhaupt zu begegnen.

Diese Eigenart der Texte von Elke Erb, deren subjektive (Aus-)Wirkung ich Ihnen hier zu beschreiben versuche, hat sich für mich bruchlos fortgesetzt, als ich endlich mit ihr zu sprechen begann. Das ist noch gar nicht so lange her, ungefähr anderthalb Jahre erst, und wenn ich einen präzisen Ausdruck für meine Erfahrung des ersten Gesprächs – und aller folgenden – mit ihr finden soll, muß ich das Synonym-wörterbuch zum einen beim Eintrag «konsterniert» aufschlagen: *betroffen, bestürzt, verstört, verwirrt, en-tgeistert, fassungslos und verdattert* (letzteres mit dem warnenden Hinweis *ugs. für umgangssprachlich* versehen...), und zum anderen bei Eintrag «begeistert», der mir Stichworte wie *hingerissen, mitgerissen, entflammt, berauscht, entzückt, trunken* (geh.= gehoben!) und *enthusiasmirt* (bildungssprachlich!) anbietet.

Mit anderen Worten: das eigentlich Interessante ist nicht das Sprechen *über* Elke Erb, sondern das Sprechen *mit* Elke Erb. Es ist immer ein Sprechen, das mitten in die Arbeit hineinführt. Indem sie über ihre Texte spricht, oder über irgendetwas, das sich mit diesen Texten verbindet, entsteht aus ihren spontanen Bildern und Thesen wieder ein neues Gedankengeflecht, an das ich mit Argumenten oder Widerworten kaum rühren mag, obwohl wir uns in der Sache nicht allzu oft einigen können.

Wie verständigen wir uns über Gedichte? Können wir darüber gemeinsam nachdenken, bedeuten Begriffe wie «Sprache», «Erkenntnis» und «Gesellschaft» im Arbeitsfeld der Poesie für uns etwas ähnliches? Oder reden wir aneinander vorbei, sobald es um allgemeine, vom einzelnen Gedicht abgelöste Thesen zur (eigenen) Poetik geht? Brauchen wir solche Verallgemeinerungen überhaupt?

Im letzten Jahr habe ich versucht, über solche Probleme mit ihr ein Gespräch zu führen¹. Wir trafen uns in Rotterdam beim Poetry-Festival, und mich interessierten zunächst zwei grundsätzliche Fragen: die nämlich, wie sich in ihrer Arbeit das poetische Sprechen zu einem allgemeinen Erkenntnisbedürfnis verhalte, und im weiteren, wie es sich darin auf die Gesellschaft beziehe. Den Hintergrund dafür bildete auf meiner Seite eine eher pessimistische Diagnose: In der von technisch-ökonomischen Interessen dominierten, immer stärker beschleunigten Medienkultur, sagte ich etwa, gelte das poetische Sprechen im (gedruckten) Gedicht längst als Randerscheinung einer Literatur, die sich ihrer Zeit nicht anpassen wolle oder könne. Zeitge-nössische Lyrik werde öffentlich kaum noch wahrgenommen und trage selbst im Bewußtsein des Kulturbetriebs wenig zu den aktuellen ästhetischen Diskursen bei. Das allgemeine Desinteresse an Gedichten verwische nicht nur die Maßstäbe für eine engagierte und trennscharfe (Selbst-)Kritik, sondern löse auch die Horizonte auf, vor denen die Poesie sich als angemessener künstlerischer Ausdruck «auf der Höhe der Zeit» situieren könne.

¹ Das vollständige Gespräch erscheint demnächst in der Zeitschrift «Bateria».

Das muß dort, im Flispe-Zaal des De Doelen-Hauses, ein bißchen eigenartig geklungen haben, so wie es auch hier, anläßlich der feierlichen Ehrung Elke Erbs, eigenartig klingen wird. Einmal im Jahr veranstaltet in Rotterdam die niederländische Stichting Poetry International ein DichterInnen-Treffen mit Gästen aus aller Welt, es gibt öffentliche und nichtöffentliche Lesungen unter dem Rubrum «Poets on Poets», Nobelpreisträger lesen neben den Stimmen aus kleinen Sprachen, entlegenen Gegenden, untergehenden Traditionen,

dazwischen tagt ein Komitee, da den International Poetry Award für verfolgte und inhaftierte Schriftsteller vergibt, und wenn es einen Ort gibt, an dem Gedichte für eine kurze Zeit aufatmen können, weil sie sich als selbstverständlich fühlen dürfen, dann ist es dort. Schon akustisch widerlegte jedenfalls die Festival-Atmosphäre meine düsteren Prognosen mittels eines Stimmengewirrs aus Afrikaans, Englisch, Japanisch, Französisch, Chinesisch, Russisch, Arabisch, Holländisch, Tschechisch, Hebräisch, Italienisch, Deutsch..., und der große Raum im Herzen des Kulturhauses, für uns Tag und Nacht geöffnet, bot in einer Ecke die Schreibtische der Veranstalter, Telefone, Faxgeflüster, gegenüber eine Bar, die bis in die Nacht hinein Getränke ausgab, Wein, Sandwiches, Obst, dazwischen die weißen Ledersofas, auf denen sich immer neue Gespräche zusammenfanden, improvisierte Übersetzungen, radebrechende Poetologien, und ich müßte, um die Freude dieser Tage zu beschreiben, emphatische Töne anschlagen, Windgongs aus allen diesen Stimmen, aber ich träfe es nicht, das Aufatmen, wie in einer scharfen Brise über dem sonnigen Hafen.

Auch zwei Autorinnen brauchen allerdings Zeit, um zwischen allgemeinem Theoretisieren und handwerklicher Fachsimpelei ein Feld gemeinsamer Begriffe zu erzeugen, in dem sich eine Verständigung über Poesie ereignen kann. Worüber wir sprachen, war und blieb in manchem strittig. *«Ehe du nicht diesen Stein, der ich bin, hindurch bist, hast du die Bedingungen für die gesellschaftliche Figur, die ein Gedicht ist, nicht erfüllt!»,* beschreibt Elke Erb den Reiz, der für sie von der Sprache in einem *«gespannten Medium»* gesellschaftlicher Zustände ausgeht. Von einem Reiz meiner Fragestellung konnte hingegen keine Rede sein: *»Die Spannung der Frage liegt ganz auf deiner Seite«,* befand sie ungerührt, *«Mich reizen poetologische Erörterungen nicht so wie dich.»*

Das hängt nun freilich auch davon ab, was man unter einer poetologischen Erörterung versteht. Ich glaube nämlich nicht, daß es dabei um die Raster und Kästchen professioneller Literaturwissenschaft gehen muß, und ich bin deshalb eher froh, wenn mir – ohne jeder Vorwarnung natürlich – etwas vom Standpunkt der Windharfe aus erklärt wird, oder, wie in diesem Falle, der Standpunkt der Windharfe ins Spiel kommt, um Brechts Verdikt gegen das Gespräch über die Bäume zu widerlegen.

Überhaupt das Spielerische. Da ist sie nämlich wieder, die Unvoreingenommenheit, von der ich vorhin schon sprach: Die Radikalität von Elke Erbs poetischer Stimme liegt nicht zuletzt darin, daß sich in ihrem Werk eine beharrliche Ernsthaftigkeit mit großem Vergnügen an Spiel, Klang, unverhofften Gedanken mischt. Das widersetzt sich der Ordnung durch vorgefertigte Begriffe, ohne doch diesen Begriffen ausweichen zu wollen: *«Wahrscheinlich spreche ich überhaupt so, daß alles weitere sich noch ergeben kann. Also, wenn ich sage <Sprache>, dann habe ich nicht etwas geordnet und sage, das ist jetzt die Sprache, oder weggeräumt, oder festgestellt, sondern es ist wie die erste vorartikulierte Schicht, so reliefartig vor vielem, was dahinter noch ist. Darüber, wie wir die Worte gebrauchen, müßten wir uns erst klarwerden, und das müßten wir eigentlich – richtig wie so ein Fußballer, der sich fit trimmt – mit allen Begriffen tun, die wir benutzen.»*

So etwas kommt natürlich einem, wie sie es nennt, *«Konsumentenbedürfnis»* im Schreiben nicht sehr weit entgegen: Sie habe es, sagte sie mir in Rotterdam, als einen der ersten Schritte in die Selbstständigkeit betrachtet, das Bedürfnis nach Sicherheiten, Ge- und Verboten, Unangreifbarkeit als mangelnde Erwachsenenheit zu identifizieren und durch Produktionsverfahren zu ersetzen, die sich den tatsächlichen Spannungen des Nichtwissens aussetzen können. Der Werkbegriff, der dabei entsteht, bezieht sich ebenso auf Entwicklungsmuster wie auf die Ergebnisse. Als ich wissen wollte, inwieweit ihre Vorstellung von einem sich entwickelnden Werk mit dem traditionellen Begriff des Subjekts verknüpft sei, gab Elke darauf eine Antwort in zwei Teilen. *«Das Subjekt»,* sagte sie zunächst, sei *«einfach das Wesen, das die Spannung auf-bringt, leben zu wollen und sich nicht ersticken zu lassen. Dann kommt dieses Glück dazu, daß man nicht herumfaselt, nicht herumirrt, sondern etwas sich weiterträgt. Und das ist mehr als das Subjekt, als seine Produktivität oder*

sein Lebenswille. Da fangen schon diese von der Umwelt hineingetragenen Formen an zu wirken, ergeben Motivketten. Aber das Bündel der Formen ist eine geschlossene Sache. Das ist nicht beliebig erweiterbar. Sie versuchen sich zu kennen, diese Formen. Es sind Dinge, die man nicht immer fest-machen kann – das arbeitet auch von allein, darum brauchst du die keine Sorgen zu machen. Insofern ist der Text, der in dem Ganzen abläuft, immer kohärent.»
Als ich dann nachfragte, was sie denn «das Ganze» nenne, erwiderte sie: *«Die Werkstatt. Ich meine mit Werkstatt ein begonnenes Werk. Das läuft ab nach einem Ensemble bestimmter Gesetze. Bei jedem ist das anders. Und es könnte sein, daß das Werk, wenn die Reize dieser Gesetze sich ausgetragen haben, beendet ist. Das ist etwas, wovor viele Angst haben. [Oft ist] die Angst im Spiel, daß die kreativen Stimulanzien wegfallen, weil man vielleicht ahnt, das Sensorium oder der Werkhorizont, ihr Schreibhorizont, ihre Auffassung, ihre Orientierung ist materiell begrenzt. Mit materiell begrenzt meine ich: es hat bestimmte Grundzüge. Und meine eigenen kenne ich nicht.»*

Fast unnötig zu sagen, daß dieses Nicht-Kennen der eigenen Gesetzmäßigkeiten ihr selbst keine Angst macht. Ohnehin findet sie, daß ihr Erkenntnisinteresse sich nicht unmittelbar auf Fragen der Poetik richte: *«Im Gegenteil, ich müßte eher noch viel mehr an Erkenntnisbedürfnis aufbringen, um dem zuzu-gucken, was ich überhaupt tue: Wie verhält es sich, wenn du schreibst und spürst plötzlich, eigentlich ist es jetzt ein mathematisches Problem, das du löst, nachdem du seit der zwölften Klasse doch jede Berührung mit der Mathematik abgetan hast? Wie verhält sich dann das, was du versprochen hast, indem du ein Gedicht beginnst, nämlich Poesie, wie verhält sie sich zu dem Erkenntnistrieb? Unterläufst du nicht mit dieser Erkenntnislust oder diesem Schläfensausen, dem Interesse an diesem <Hach – jetzt: da! Da beginnt etwas sich aufzulösen!> deine Poesie-Pflicht? Das ist doch eine andere Lust, oder?»*

Ganz zweifelsohne aber eine Lust, wie immer man sie nun definieren mag. Auch der fertige Text ist für sie immer beides zugleich, ein festes Ding, das man in die Luft werfen und wieder auffangen kann, ohne daß es in Gefahr geriete, seine poetische Eigenständigkeit zu verlieren, und ein Spielfeld, in dem jeder Prozeß wieder von vorne beginnen kann: *«Da zuckt das Bein noch, da rollt der Ball noch, wenn ich dort wieder hinkomme.»*

Ich glaube, daß es genau das ist, was sich von ihr lernen läßt, was alle ihre Texte vermitteln, auch wenn sie neben aller Bezauberung immer ein Moment der Verstörung in sich tragen. Es ist eine angstfreie Verstörung, eine, deren Neugier und Entschlossenheit sich nicht um das schert, was sie bei mir einmal als Gefahr oder Rest einer *«kleinen bürgerlichen Blödigkeit»* diagnostiziert hat, die unbewußte Sorge um ungeschriebene Regeln nämlich, die Poesie doch notwendig verletzen muß. Für Elke Erb können Gedichte auf jede nur denkbare Weise sprechen, denn: *« Ich bin außerstande, die Äußerungen künstlerischer Art als irgendwie verwerflich anzusehen, weil sie einfach das Intensivste und Schönste sind, wie der Mensch sich äußern kann.»*

Liebe Elke Erb – ich gratuliere der Preisträgerin.

Andrea Marggraf, Deutschlandradio Kultur, Literatur, 12. Februar 2008, 19.30 Uhr

«Hoffnung brauch' ich keine»

Die Lyrikerin Elke Erb

Musik

O-Ton Elke Erb:

Jemand ist jetzt Siebzig. Dann wird er vielleicht Achtzig. (Lachen) So etwas Lebendiges. Und das ist wieder, das ist solch ein Protest gegen das Sterben und für das Leben.

Sprecherin:

Eine baumlose Straße im Berliner Wedding. Hier wohnt sie, die Lyrikerin Elke Erb.

O-Ton Elke Erb:

Was denken sie wie schwierig das ist zu kapieren, dass man stirbt? (mit Lachen) Das ist doch ganz eindeutig. Und dann kann man sich keines der üblichen Theater mehr machen damit. Der üblich gewesenen Theater.

Sprecherin:

Über Jahrzehnte lebte sie im Prenzlauer Berg, doch das Wohnen dort ist zu teuer geworden. Die Modernisierung fordert ihren Preis.

O-Ton Elke Erb:

Denn das finde ich, ist nicht richtig, wenn es dann heißt, nun aber nicht mehr. Was ist denn das für'n Witz? Das kann uns doch niemals gefallen.

Sprecherin:

Über zwei Hinterhöfe erreiche ich ihre Parterrewohnung. Und sehe sie bereits am Fenster stehen. Keine Frau von siebzig Jahren winkt mir dort zu. Sie hat ein Lächeln, das kein Alter kennt.

Als sie mir die Tür öffnet, erscheint sie mir wesentlich jünger als ich sie von Fotos her kenne. Und bei ihren ersten Worten bestätigt sich, was über sie erzählt wird: sie spricht wie sie schreibt.

O-Ton Elke Erb:

Ich höre, was ich schreibe. Da habe ich ja schon mal ein Gedicht gemacht drüber: Alles, was ich schreibe, gehört ist das Wort im Gehörgang, belauscht ist das Wort im Gehörgang.

Sprecherin:

Ihre Augen leuchten, wenn sie nach den Wörtern greift und dabei in Sekundenschnelle immer neue Assoziationsketten bildet.

O-Ton Elke Erb:

Ja eben. Das ist ein absolut dieses Theater. Und deswegen bin ich auch sprunghaft und spontan. Und ich meine, ich bin eh sprunghaft und spontan. So ein Wesen ist eigentlich kein monologisches Wesen. Ein monologisches Wesen bleibt stur in seiner Route.

Sprecherin:

Lange Zeit hieß es, sie würde in ihren Texten monologisieren. Doch beim genauen Lesen verliert sich dieser Eindruck.

Es sind die unsichtbaren Schwingungen des Nichts, dieser anderen Wirklichkeit in und außer uns, die Elke Erb in Worte zu übersetzen sucht.

O-Ton Ulrike Draesner:

Wenn ich einen Band von Elke in die Hand nehme, dann versetze ich mich selbst schon vorher in so eine Art verschieblichen Zustand. Ich erwarte jetzt nicht, dass jedes Gedicht zu mir auf die gleiche Art und Weise für diesen Augenblick meines Lebens etwas sagt oder mir aufgeht. Das wäre ja unheimlich. Sondern, es wird eben so sein, manche springen einen an und andere sind völlig opak, und man fragt sich, was will sie denn da? Ich komme überhaupt nicht mit in dieser Art der Verkettung. Und zwei Jahre später ist das dann gerade umgekehrt.

Sprecherin:

Ulrike Draesner, selbst preisgekrönte Lyrikerin und Romanautorin, ist schon lange vertraut mit den Texten von Elke Erb. Auch persönlich sind sie sich näher gekommen.

Auf einer gemeinsamen Zugfahrt hatte sie gegenüber der älteren Kollegin die Gewohnheit erwähnt, täglich immer zur gleichen Zeit, fünf Minuten lang Notizen in ihr Tagebuch zu schreiben. Elke Erb greift diese Idee später auf und verfasst gut zwei Jahre lang ihre 5-Minuten-Notate. Urs Engeler in Basel hat diese in dem neuen Band Sonanz veröffentlicht.

O-Ton Elke Erb:

Die sind von mir so zwei Jahre automatisch aus mir herausgelockt worden. Schreib fünf Minuten was auf, fast jeden Tag. Das ist ungeheuer, das ist ein Ich, das niemand je gefragt hat. Und es wird jetzt gerufen, eben automatisch. Kein Thema, nur ein Datum. Keine Vorgabe am besten. Keine Idee vorher, was du schreiben wirst. Fang mit einem Wort an, und dann ergibt sich so was. Ich habe eine Show gemacht von 2003 bis ungefähr 2006 in diesem neuen Buch.

Zitatorin:

Der Einsame schreibt Turbulenzen.
Bricht die feste umgebende Materie auf.
Blickt klug, bricht auf, blickt ein wenig ironisch.

Leichte Tänze aus Unverwahrtem
Pfeift er, höre ich, schreibt er.

Aus: Sonanz

O-Ton Ulrike Draesner:

Gedichte sind schöne Mittel, um auf die eigene Vernagelung zu stoßen und zu merken, schau mal an der Stelle bist du jetzt gerade ganz taub. Oder schau, wenn du da ein paar Mal nachbohrst, dann macht es plötzlich pling.

Zitatorin

Mit dem Schreiben spüren, dass man lebt und nicht schläft.

Sprecherin:

So greift Elke Erb Impulse aus dem Leben auf und fragt, wie in ihrem 2003 erschienenen Band Die Crux:

Zitatorin:

Was ist das für ein zwittriger Kreis zwischen Raum und Zeit.

Sprecherin:

Und sie kommt zu dem Schluss:

Zitatorin:

Das Nichts ist die Crux.

Sprecherin:

Doch wie lässt sich dieser Nullpunkt fassen?

O-Ton Elke Erb:

Und dann halte ich jedes Nichts für eine Umschaltposition. Aber vor diesem Gedanken, dass es eine Umschaltposition ist zu etwas anderem hin, denn bis dahin muss ja alles erst einmal Nichts werden. Du kannst doch nicht einfach aus dem Vollen umschalten. Es muss doch irgendwie. Eine Umschaltung geht doch über Null. Also aber vor diesem Gedanken ist ein verdammtes Wohlgefallen an einem Nichts. Es ist, als würde ich erlöst. So regelrecht, wie nennt man das, wenn der Ball, mit dem Ball, mit den Bällen jonglieren, so herumjonglieren und dann entsteht ein so prächtiges Nichts, und in mir geht ein Vergnügen los. (Lachen)
Du willst ja gar nicht Niente, du willst ja nicht Nichts haben. Du willst einfach leben.

O-Ton Ulrike Draesner:

Es gibt viele Leute, die sind irritiert, wenn sie mit Elke zu tun haben, also wenn sie mit ihr sprechen, weil sie manchmal keine Antwort zu geben scheint, wenn man sich mit ihr unterhält. Also es ist wie eine Art verschobenes Sprechen. Und das hör ich eben auch in den Gedichten. Sie verschiebt die Wahrnehmung wie eine Drehung weiter und zeigt damit zugleich auch den Mechanismus dieser Wahrnehmungen auf.

Zitatorin:

Stelle ich mir vor, was ich sehe, seien Erscheinungen
Und die Erscheinungen seien nur Schein.
Und der Schein sei nichts als Oberfläche.

Und die Oberfläche sei glatt.

Aber die Erscheinung >suspekt<

Sei nicht glatt wie die Gesamtheit der anderen,

sondern schrumpelig verdecktes Loch
in der Gesamtheit der andern.

Als brodele etwas, ohne zu kochen,
brodele kalt? suspekt.

Werfe Blasen auf.

Diese Stelle verdeckt die Hölle.

Und wäre ein Denkprozess
Adäquat so beschreibbar,
und man beschriebe ihn so?
fände er sich diffamiert.

O- Ton Elke Erb:

Sehen ist gleichzeitig blind sein. Worauf man sieht, macht einen blind für was anderes. Basta.

Sprecherin:

Vor siebzig Jahren wird sie in der Eifel als Älteste von drei Geschwistern geboren. Ihr Vater ist freier Schriftsteller und die Mutter Hausfrau.

Bis heute finden sich in ihren Texte Spuren aus der Kindheit. Doch der Ton hat sich über die Jahre verändert, wenn sie von den frühen Erfahrungen erzählt. Er ist spielerischer geworden. Teilweise schwingt sogar leichte Ironie mit. Vor knapp vierzig Jahren, 1970, schreibt sie ihre Eifel Erinnerungen. Hier wird ein Kind beschrieben, das der Welt noch mit Erstaunen gegenübersteht.

Zitatorin:

Ein Kind, das weit in die Welt hineingeht, erwartet das Wunder. ... Wenn wir das Echo rufen, ist es das Wunder.

O-Ton Elke Erb:

Der Echoruf heißt doch: Wie heißt der Bürgermeister von Wesel? Und es sagt nicht Esel. Es stimmt nicht. Und überhaupt glaube ich, während dieses Textes hatte ich das Unehliche daran angesehen, wo du als Kind dem schon eilfertig folgst.

Sprecherin:

Elke Erb geht als Kind über die Wiesen, holt mit der Mutter und den Schwestern Heu für die Ziege, hilft beim Auflesen der Kartoffeln und sammelt Holz. Die ländliche Idylle wird jedoch vom Krieg überschattet. Englische Soldaten werden einquartiert, und vor dem Fenster fahren die Panzer vorbei.

Zitatorin:

Wir sehen hinter den Bergen die Städte brennen, hören die Sirenen, die Flugzeuge(Mamma, ist der Russe ein Mann?), empfangen die Evakuierten, haben nichts für die Bettler oder nur eine große mitleidige Schnitte Brot, hören vom Frieden sprechen wie von einem verlorenen Paradies.

Aus: Eifel Erinnerungen

Sprecherin:

Nach Kriegsende geht Elke Erb zur Volksschule auf dem Land. Der Vater gilt als vermisst. Bereits seit 1941 lebt die Mutter mit den drei Kindern allein. Doch es kommt keine Nähe auf zwischen Mutter und Tochter.

O-Ton Elke Erb:

Es war nicht die Erfahrung einer Entbehrung. Es war etwas, was ich einfach so übernommen habe. Ich weiß, dass es viel, viel später, da war ich schon um die 50 rum, da hatten wir immer so eine Psychologisierungphase in der DDR, Mutterkomplex oder so. Und ich sitze auf einmal im Bett und denke, sie war nie zärtlich. Es kann aber sein, dass sie eine Art von Zärtlichkeit hatte, die ich nicht richtig erkannt habe. Es war noch immer so, dass wir einander nicht die Hand gaben, wenn wir uns trafen, die Schwestern oder so. Außerhalb der Familie habe ich gesehen, dass ich das dauernd tue. Und jetzt auch. Ich rühre Leute an, wenn ich mit ihnen spreche. Ich mach so und bin erstaunt. Und ich sage, es sind immer die Hände dabei.

Zitatorin:

Vor unserem Kaninchenstall, der wohlgebaut war, von Pappa, nach einem Buch, hatte ich einmal als ganz kleines Kind das Wort? kalt? erlernt. Denn ich stand da, als Pappa fütterte, ich

bekam rote Hände, die Fingerspitzen kribbelten, ich fing an zu weinen und zu schreien vor lauter Ärger, dass ich dem Pappa nicht sagen konnte, dass mir kalt war, der Pappa spottete nämlich und lachte: ? Was hast du denn, was hast du denn???? Hier!? schrie ich wütend. ?Hier!??? Ach kalt sind sie?? Woher hat ein Kind Würde? Warum sagte ich nicht: ? Ja kalt.?, da man mir dieses Wort doch nun gab? Ich schrie heftiger; beleidigter Stolz. Nachher war der Papa weg.

Aus: Eifel Erinnerungen

O-Ton Elke Erb:

Er sagt: Kalt sind sie. Kalt sind sie. Und ich fand ihn verächtlich.

Der hat die Wirklichkeit beleidigt. Das, was wirkte hat er beleidigt und das in der Figur seines kleinen Kindes. Wenn ich jetzt so darüber rede, ist es ganz deutlich, dass ich an ein Leiden anschlieÙe.

Sprecherin:

1949 erfahren die Mutter und die drei Mädchen, dass der Vater aus der englischen Kriegsgefangenschaft direkt nach Halle in den Osten Deutschlands gezogen ist. Aus Überzeugung wie Elke Erb später erfährt. Die Mutter und die Schwestern kommen nach. Der Vater hat jedoch nur ein Zimmer mit Schreibtisch und Bett gemietet. Platz ist nur noch für die Mutter. Die drei Geschwister kommen für zwei Jahre in ein Heim. Erlebt die Entfremdung hier ihren Höhepunkt?

O-Ton Elke Erb:

Die Entfremdung war eigentlich schon passiert. Eigentlich durch die Art, wie die Mutter war. Die Abwesenheit des Vaters und endgültig war das dann im Heim. Da wurde ich mal gerufen von der Erzieherin, und da lag mein Vater und zitterte. Dann nahm er meine Hand am Handgelenk und sagte, du bist wie Mama. Und da war alles zu Ende. Da habe ich keine Eltern mehr gehabt.

Zitatorin:

Mit den ersten Lauten hatte sich, wie man bei einem Instrument vor dem Spiel prüfend einige Tasten anschlägt, mein Subkutanes Lebewesen hervorlocken lassen und sich selbst angestimmt, so dass es als leibliches Instrument fortan anwesend ist.

Aus: Sonanz

Sprecherin:

Dieses subkutane Lebewesen hat sich bereits mit zwanzig im Schreiben angestimmt und orientiert. Elke Erb studiert zunächst Pädagogik, Geschichte und Germanistik in Halle. Während des Studiums beginnt sie mit dem Schreiben. Und sie übernimmt erste Übersetzungen aus dem Russischen ins Deutsche. Bis heute übersetzt sie Texte aus dem Russischen und Weißrussischen. Von Autoren wie: Oleg Jurjew, Sergej Jessenin, Leonid Maljugin oder Boris Pasternak. Seit einiger Zeit übersetzt sie auch Literatur aus dem Englischen.

Die Pädagogiklaufbahn schlägt sie nicht ein sondern beschließt, als freie Autorin zu arbeiten. Zu dem Zeitpunkt hat sie noch nicht eine Zeile veröffentlicht.

O-Ton Elke Erb:

Natürlich hatte ich Herzklopfen monatelang. Das weiß ich noch, als ich freischaffend wurde. Aber ich war auch schon in der Nervenlinik gewesen. Zum zweiten Mal. Das Hauptphänomen war, ich blieb einfach stehen. Ich konnte nicht mehr weiter gehen. Ich blieb

einfach stehen. Also wie nennt man das? Stockung, Hemmung, Blockierung. Blockierung heißt das. Dann kommt aus dem Nachbarzimmer eine Patientin und zeigt mir ein kleines Puwa Startfoto, und da war ihr Baby drauf. Zeigt es mir und ich konnte mich wieder bewegen. (Lachen) Ich wusste auch das. Ich wusste, dass eine Kleinigkeit genügt, mich rum zu kriegen, aber ich hätte nicht selber das tun können.

Zitatorin:

Wache auf, einen Rhythmus im Ohr, wie ein übersetzter Vogelschrei.
Will nun arbeiten. Nein. Innen weint etwas laut,
reißt Vakuen auf, das leibhafte Unheil.
Wie etwas gut Brennbare Flammen schlägt.
Kommt etwa das untröstliche, tagelange, erschütternde, unerschöpfliche
Weinen wieder von da, als zu lieben unmöglich war;
Und der Pflaumenkuchen nach dieser Zeit hat nicht gesiegt?

Aus: Die Crux

O-Ton Ulrike Draesner:

Offen mit dem Ich, würde ich sofort unterstreichen. Ganz emphatisch sogar und sagen ja. Für mich ist das ein Thema, das ich bei Elke immer wieder sehe, das in den Texten immer wieder angegangen und bearbeitet und entwinkelt und aufgefaltet und wieder eingefaltet wird. Exakte Konstrukte. Raffiniert gebaut.

Sprecherin:

Anfang der sechziger Jahre beginnt sie, als Lektorin für den Mitteldeutschen Verlag in Halle zu arbeiten. Es entstehen erste Kontakte zu Sarah und Rainer Kirsch, zu Heinz Czechowski und Adolf Endler, Karl Mickel und Erich Arendt. Ihm und Peter Hacks schickt sie ihre ersten Texte.

Erich Arendt antwortet: Ich begrüße die neue Sonne am Horizont.

O-Ton Elke Erb:

Und das fand ich ja auch wirklich enorm. Wie konnte der? Da hätten sie mal die krückigen kleinen Anfängersätzchen, so was von versuchter Ironie usw? Wo der Hacks, dem hat ich das auch zugeschickt, mir zurückschickte mit dem Satz: Das mir!! Und dann der Erich Arendt. Hat er das doch irgendwie gemerkt, dass da mehr ist, als zu dem man sagen kann – das mir.

Zitatorin:

Sehnsucht nach Geborgenheit
Ist, sehe ich suchend,
Sehnsucht nach einer Geborgenheit

An dem Ort, den eine zu treffende
Übereinkunft schafft,
die man gern, übereilt,

für getroffen hält. Es ist verrückt,
aber leuchtet ein:
Die Sehnsucht will

Geborgenheit in der Zukunft
Wenn auch schon von jetzt an,
wenn auch für jetzt gleich.

Überlegung im D-Zug, Erinnerung, (Schock).
aus: Kastanienallee

Sprecherin:

Im Erinnern liegt Sehnsucht nach einem Heimatboden, den sie in der DDR nicht findet. Seitdem sie sich in die laufende Lyrikdebatte Anfang der 60er Jahre für eine bessere Lyrik in diesem besseren Land einbringt und eine Rezension zu der gleichnamigen Anthologie von Adolf Endler und Karl Mickel schreibt, gilt sie als regimekritisch. Sie schreibt weiter und veröffentlicht 1968 ihre ersten Gedichte. In dem Band Kastanienallee, der 1987 erscheint, behauptet sich ein Ich gegen das staatlich verordnete Wir. Zu jedem Gedicht gibt es Erläuterungen – eine Art Selbstvergewisserung des Denkprozesses bei der Wahl der Wörter. Kastanienallee ist ihr sechstes Buch und bringt ihr den Peter Huchel Preis ein. Ein Preis von dem Mann, der für sie eine Art Unterpfand für das Schreiben war. Er war eine unfreiwillig heimliche Gewähr des Schreibens, wie sie sagt. Und formuliert genauer:

Zitatorin:

Seine Stimme traf in meine Stille.

Sprecherin:

Die jungen Lyriker treffen sich regelmäßig. Verbindungen werden jedoch nicht nur in der Auseinandersetzung um die bessere Lyrik geknüpft, auch Paare finden sich. Wie Sarah und Rainer Kirsch heirateten auch Elke Erb und Adolf Endler. Die Ehe wird zehn Jahre halten. Sie arbeiten zusammen an Kindertheaterstücken und unternehmen mehrere Arbeitsreisen nach Georgien. Und ihr Sohn Konrad wird geboren.

Zitatorin:

Morgens, noch in der Waagerechten, wird, was wachgeworden war, erschossen, die Empfindung. {...} Tränen unter Tage nur bei entsprechenden Gelegenheiten. {...} Weichgeweint und aufgeräumt, na Kopf hoch. Ich bedaure, dass ich diesen Exekutionen noch immer nicht gewachsen bin.

Aus: Nachts halb zwei zu Hause

O-Ton Elke Erb:

Aber da kommt es wirklich zu Grenzsituationen, wie das eins ist. Da hast du ein Kind, und zum Beispiel da habe ich ja mehrere Äußerungen zu auch getan, die auch wirklich Mut forderten. Zum Beispiel diese: Ein Turm bin ich vor dem Kind. Ja? Ich bin in diesem Buch wirklich in Grenzsituationen gewesen.

Musik

O-Ton Elke Erb:

Das hat seine Konsequenz, wenn man sein Leben wirklich lebt.

Zitatorin:

Dauernd tut mir das Herz weh, als stieße man sich an den Zehen.

Aus: Die Crux

O-Ton Elke Erb:

Man sieht nicht, was man ist. Übrigens sieht man niemals, was man ist. Also man guckt schon irgendwie auf sich. Aber auch ziemlich Gott verlassen. Du weißt nicht richtig. Du weißt einfach nicht richtig, wer du bist. Und die anderen sagen es dir auch nicht.

Sprecherin:

Ihr erster Besuch beim Poetry Festival 1982 in Rotterdam wird für sie zu einer ganz eigenen Erfahrung, die Einfluss auf ihr Schreiben haben wird.

O-Ton Elke Erb:

Es war, als hätte ich versäumt, die Schönheit aufzunehmen. Und das haben die Niederlande mir beigebracht. Da war ein Ausflug während des Festivals in die Gegend so, und ich merkte schon, dass das anfing. Das war nicht nur die Gegend. Irgendwas war. Es war enorm. Ich war blind vor Weinen.

Neben mir saß eine Frau, die sagte, sie habe schon mit ihrem Mann, der ist schon Verleger. Der hat schon das 17. Buch jetzt. (Lachen) Es war, weißt du, sie haben Anteil genommen, und ich war nur Weinen. Also das war eine Wahnsinnsreue, dass ich geschrieben hatte, ohne genügend Schönheit zu kennen. Also nicht mit allem, was in mir war.

Sprecherin:

Doch sie verlässt die DDR nicht. Das Überleben als freie Autorin scheint ihr im Westen noch unsicherer. Sie arbeitet weiter an ihren Texten, die nicht immer leicht zugänglich sind.

O-Ton Ulrike Draesner:

Mir geht es oft mit Elkes Texten so, dass ich sie lese und wirklich weglegen muss und nachwirken, nachhören. Und natürlich, wenn man später wieder drauf schaut fünf Minuten später oder einen Tag später, hat man sich ja selbst auch verändert. Und auch der Text hat sich verändert. Und das finde ich sehr schön, dass Literatur das kann.

Sprecherin:

Diese Begeisterung beim wiederholten Lesen von Texten widerfährt Elke Erb seit Jahren bei der Lektüre der Gedichte von Friederike Mayröcker. 1993 bringt sie die gesammelte Lyrik und Prosa dieser Seelenverwandten heraus.

O-Ton Elke Erb:

Und es ist schwer zu beschreiben, was sie ist. Aber ich habe ein ganz dickes neues Buch von ihr, wo alle ihre Gedichte von ihr drin sind. Und hab? das entgegengenommen und bin da hinein gefahren und denke, es ist wie ein Jungbrunnen. Du kannst es immer wieder lesen und hinein. Du begibst dich als Fisch in diesen Weiher, und du wirst immer wieder der neue Fisch. Du strahlst vor Leben, von ihr. Weil sie ist total. Sie ist wirklich unbedingt. Sie ist total Schreibende.

Musikakzent

Sprecherin:

Ich treffe Friederike Mayröcker, die große Dichterin und Elke Erbs Seelenverwandte in Wien. Für unser Gespräch wählt sie ein Café aus, das gut besucht ist. Eigentlich ist sie gerade sehr vertieft in eine neue Arbeit und die Zeit ist kostbar, doch über Elke Erb zu reden, ist ihr wichtig. Die beiden Dichterinnen verbindet eine zwanzigjährige Freundschaft.

O-Ton Friederike Mayröcker:

Unlängst hat sie mich angerufen, und dann hat sie gesagt, es ist wirklich so, dass ich dich lieb hab, hat sie gesagt. Weil du so schreibst wie du schreibst. Also zu mir. Und dann hat sie angefangen, sprudelnd, alles Mögliche was sie, was sie erlebt hat, wie sie ihr Inneres in Sprache verwandelt hat.

Jeder Satz bringt eine Quelle von magischen Bildern und Wortgeflechten. Also vor allem Bilder, Bilder, sie spricht über Bilder, die in ihrem Inneren vorgehen, um die ich sie beneide, und ich glaube, dass sie getragen wird von einer Wortphilosophie. Manchmal meldet sie sich am Vormittag, und dann nehme ich ein Notizheft und schreibe alles auf, was ich rasch aufschreiben kann. Weil die Sachen sind so wunderbar, was sie sagt. Und ich gebe dann natürlich an, dass das Elke Erb ist, wenn ich es verwende für meine eigenen Sachen.

Musik

O-Ton Elke Erb:

Und zwar kommt das aus dem Gewächs, das ich bin. Das kommt von selber. Das ist nicht geklügelt. Nicht ausgedacht. In Nichts.

O-Ton Friedericke Mayröcker:

Also ich finde sie großartig. Sie ist viel zu wenig anerkannt und viel zu wenig gewürdigt. Und man müsste ihr wirklich einen ganz großen Preis geben.

Zitatorin

Was ich lebe, das schreibe ich auch.

Sprecherin:

Dieser oft zitierte Satz von Elke Erb erklärt, wie sie als Schriftstellerin vorgeht und was das Besondere ihrer Prosa und Verse ausmacht. Jede Regung, jeder Blick? alles, was sie wahrnimmt, wird notiert und zum Gedicht. Manchmal reicht ein Wort, das die Assoziationskette in Gang setzt, oder ein Hinweis aus der Natur. Etwa, wenn sie in die sächsische Landschaft von Wuischke hinausgeht. Hier verbringt sie seit Jahren die warmen Tage des Jahres. Bei der Wortsuche nutzt sie neben anderer Lektüre immer wieder ihr Tagebuch. Für Elke Erb eine wichtige Quelle für die ständige Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit. Dabei setzt sie das eigene Ich schonungslos ins Licht. So wie in dem Buch Die Crux, in dem sie wiederholt ihr Spiegelbild fixiert:

Zitatorin:

Wie der Mund sitzt, zu dem Blick, als Erkundungsvorschub über dem Kinn, mit dem Kinn (das ich aber nicht sehe) ins Außen gehängt; habe jetzt meine schlaflosen Adrenalin Gedanken, Stressschübe, & mir fällt das Gesicht ein.

Sprecherin:

Am Ende des Bandes schreibt sie:

Zitatorin:

Man rechnet nicht mit der Nomadin in sich.

O-Ton Draesner:

Das finde ich vollkommen erstaunlich, dass Elke Erb das sagt, weil ich finde, das sieht man ihr schon an. Wenn sie in den Spiegel schaut, müsste ihr die Nomadin doch schon entgegen gucken. Und es gab eine ganze Zeit, also da hatte ich Elke Erb wohl kennen gelernt als Leserin, aber nicht die Person und lebte schon in Berlin. Und manchmal erzählten Leute, ich habe Elke Erb gesehen oder so was. Und jemand sagte: ja ich habe Elke Erb gesehen, und sie ist in der U-Bahn gewesen, an so einem U-Bahnhof unterirdisch, und hätte einen Schirm dabei gehabt, offen dabei gehabt. Und ich weiß nicht, ob das jemals wahr war oder ein Bild, oder ob ich mir das nachträglich ausdenke, ohne dass ich es weiß. Für mich wurde das so ein

richtiges Imago für Elke Erb wie ich sie wahrnehme, aus ihren Gedichten heraus. Es hat immer etwas Luftiges, etwas Schwebendes, und wie so eine zarte und doch in sich feste, genau bestimmte Mary Poppins fliegt sie da, durch die Welt, die auch die Sprachwelt und die Gedichtwelt und die Gedanken- und die Gefühlswelt ist. Und entdeckt das Ungeheuerlichste und verbindet das mit dem ganz Normalsten und segelt wieder mit ihrem Schirm davon, und so geht sie dann durch die Welt und fährt Berliner U-Bahn.

Zitatorin:

Dachte, sehe mal in den Spiegel. Ist doch seltsam, dass man immer als etwas sich bewegt, was man nicht sieht und nicht kennt.

Sprecherin:

So geht sie durch den Wortwald und versucht, Licht in die Verhältnisse zu bringen. Sie sät die Wörter und hört auf die Resonanzen, die sie hervorrufen. Schwingt in dem Erwarten der Töne Hoffnung mit? Nein, sagt sie, Hoffnung brauche sie wirklich nicht.

O-Ton Elke Erb:

Es dauert alles schon sowieso so lange. Und ich brauche sie wirklich nicht. Es ist einfach nicht wahr, wenn man das Gegenwärtige nicht auslebt, dann geht es nicht mehr um Hoffnung. Und eigentlich ist es so, dass sie schon jede Gelegenheit ziemlich gut wahrnehmen, wenn es ein bisschen Plus gibt im Leben. Wenn es schon ein bisschen mehr kommt. Dann sind sie schon dabei. Auch dieses Gehen und Lesen im Park – Gedichte. Was anderes lohnt sich nicht. Gedichte aber ja. Gehen dabei. Das ist so eine Pluszufuhr von gesteigertem, von genauem Leben. Da kann man schon etwas tun, damit man nicht so viel versäumt. Das ist nun wirklich ein ganz anderer Betrieb als Hoffnung.

Sprecherin:

Und während Elke Erb mir aus ihrem Leben erzählt, tauchen für sie aus dem Gesagten schon wieder neue Themen und Fragen auf. Material zum Lesen, zum Arbeiten hat sie genügend. Auf dem Boden ihres Zimmers hat sie sich die verschiedenen Papiere und Bücher zurechtgelegt. In jedem dieser Stapel liegt ein neuer Anfang, der seine eigene Zeit hat, so wie die Pflanzen vor ihrem Fenster, die den Frühling erwarten.

Zitatorin:

Man wird es zu komponieren haben was man lebt.

Aus: Die Crux

Musik

O-Ton Friederike Mayröcker:

Liebe Elke, meine lunatische Dichterin – große Freundin – viele Deiner Gedichte hätte ich selbst gerne geschrieben. Sei umarmt und beglückwünscht von Deiner alten Friederike.

Musik

Poesie und Poetik-ein Dialog

Über Elke Erb

«Mensch sein, nicht. Gedichte und andere Tagebuchnotizen»: Der Untertitel, den *Elke Erb* ihren zwischen 1994 und 1996 entstandenen Texten gegeben hat, signalisiert dem Leser, daß zwischen Gedicht und Tagebuchnotiz kein wesentlicher Unterschied besteht – zumindest nicht im Rahmen dieses Buchs. Dem scheint zwar der Druck in fetten und mageren Lettern zu widersprechen, doch eigentlich wird dadurch nur die Fragwürdigkeit solchen Unterscheidens betont. Die Übergänge sind fließend – und fließend wirkt auch die chronologische Anordnung der Eintragungen, deren genaue Datierung kein Zusatz, sondern ein Element des Textes ist. So wie die Tage mit ihren alltäglichen Verrichtungen ineinander übergehen – bald rascher, bald stockender –, so geht es auch mit den Texten, die sich nur durch den Grad ihrer Dichte voneinander abheben. Der Lebenstext mit seinen im Alter zunehmenden «Ausfällen» und «Gewebeverdickungen» schlägt sich unmittelbar im Geschriebenen nieder: als «Sinnlöcher, Seinsknubbel». Von daher läßt sich der Wechsel des Schriftbilds weniger als bestimmte Gattungszuweisung, sondern eher als Spiegel der jeweiligen Lebens- und Schreibintensität verstehen.

Aber noch etwas anderes kommt in der Textgestalt zum Ausdruck: Sie gleicht einer doppelt geführten Buchhaltung, in der das Geschriebene immer zugleich den Schreibvorgang reflektiert. Eine simple Eintragung wie etwa die über «Erdarbeiten» wird so zur Metapher der Textgenese bzw. zur «Figur des Schreibens» (Frey) «Ich schaufle vorm Haus ein Stück Erde ab und fahre sie links an den Hang, hunderte Schubkarrenfahrten. / Der Rest der Landschaft bleibt unberührt. Die Zeit, die durch Meßbares fließt, läßt nichts Maßhaftes übrig. / Während ich einwirke, wirkt, was ist, ein auf mich. / Das restliche Ich: überdauert. // 1. 7. 96» In der gegenseitigen «Einwirkung» darf – bei aller Konkretheit des Bildes – ein Schreiben gesehen werden, das gleichzeitig ein Lesen ist. Nirgendwo kommen diese Bereiche so zur Deckung wie in der literarischen Übersetzung. Wie ihre zahlreichen Nachdichtungen aus dem Russischen zeigen, widmet Elke Erb einen Großteil ihrer Arbeit dem Übersetzen. So liegt es nahe, die «Erdarbeit» auch als spezifische Übersetzungs-Metapher zu lesen, deren wiederholende Tätigkeit mit den «hunderten Schubkarrenfahrten» korrespondiert. Nur der von dieser Arbeit nicht berührte «Rest» überdauert. Von «Landschaft» und «Ich» bleibt offenbar etwas übrig, das sich dem Prozeß sprachlicher Umwälzung entzieht; etwas, das außerhalb der «durch Meßbares» fließenden Zeit liegt und darum auch nicht genauer benannt werden kann. Im Gegensatz dazu erscheint Sprache – auch die dichterische – als etwas extrem Flüchtliges, wie etwa im folgenden Dreizeiler, der sich wie ein Echo auf Apollinaires «Poème» anhört: «Das Gedicht erscheint. / Sobald es erschienen ist, / ist es verschwunden. // 18.11. 95».

Wo Gedichte wie Tagebuchnotizen sind, erlischt ihr Ewigkeitsanspruch. Darum kann es auch keinen «Reim auf *ewig*» geben, wie ein anderes kleines Gedicht zeigt: «Die Büsche, die Büsche, die Brombeerranken, / die Wildrosensträucher und runden Schlehen / haben das Sehen zerrissen auf ewig / in Büsche, Brombeeren, Rosen und Schlehen // 29. 8.95». Wohl gibt es Reime in diesen Zeilen, aber das – auch graphisch – aus dem Rahmen fallende Wort «*ewig*» kann sich höchstens mit sich selber reimen. Es liegt, wie der überdauernde «Rest», irgendwo außerhalb der Wahrnehmung. Stacheliger Wildwuchs hat «das Sehen zerrissen auf ewig»: eine schillernde Formulierung, die sowohl bedeuten kann, daß das Sehen für alle Zeiten zerrissen sei, als auch, daß es auf das, was «ewig ist, keinerlei Hin-Sehen gibt. Der Blick bleibt im Dickicht der Einzelheiten hängen. Das mag in den Augen des Metaphysikers

ein Mangel sein; für den Dichter aber ist es der schöpferische Augen-Blick, wo Gesehenes lesbar und übersetzbar wird.

Hier, bei der minutiösen Beobachtung, setzt auch Elke Erbs Schreiben ein. Ihr Blick hakt sich fest bei einem einzelnen Wort («Müsli» zum Beispiel), einem Namen («Mindaugas», «Wuischke»), einem Politikum («Profitinteresse»), einer Erfahrung («Weggehn»); beachtet scheinbar nichts als «ein Sandgekratz»; um alsbald davonzugaloppieren in abenteuerlichsten Sprüngen und Sätzen, unbekümmert darum, ob der Reiter dem «Schottergefühl der angedeuteten Gedanken» gewachsen ist oder nicht. «Wohin dann, reiterlos, spreng ich ... ?» Die «tierliche Orientierung», das ist die eine Seite des Ich-Gefühls; aber es gibt auch die andere, bedächtigere Art, die «Maß an Pflanzen» nimmt. Hierher gehört zum Beispiel «die Aufmerksamkeit für den Wind in den Bäumen», aus der sich in «wiederholtem Vollzug» der Gedanke entwickelt, «ob ich das nicht komponieren sollte (Komposition, Kompost) zu einem Gesteck, um, an ihm mich weidend, für eine Viertelstunde dem *Leidensdruck* an meinem verhobenen Kreuz die Aufmerksamkeit zu *entziehen*.»

Dem eigenen «Leidensdruck» die Aufmerksamkeit entziehen und sie stattdessen, zum Beispiel, dem «Wind in den Bäumen» zuwenden. Das ist kennzeichnend für ein Schreiben, dem die Bewegung mehr gilt als das Verharren, die Verwandlung mehr als die Dauer. Warum zerknirscht im «Trauersatz» grübeln, wenn er sich dank der Assoziation «Kaffeesatz» von seiner sentimentalischen Schwere befreien läßt? «Ein plusquamperfekter Konjunktiv» – bringt er sich am Ende nicht selbst «zur Strecke»? Selbstironie und Schalk mildern den «Druck in der Herzgrube» und lassen, bei aller Verletzlichkeit, Pathos gar nicht erst aufkommen. Aus dieser Haltung, die noch dem Schlimmsten mit einer Art «Lächeln» begegnet, entsteht der unverwechselbare «Erb»-Ton, «rund und real wie Erbsen». Ein gar nicht alltäglicher Ton, wenn man bedenkt, daß hier nichts weniger als «Mensch sein» verhandelt wird: «Mensch sein, nicht: // Pferd, das sich bäumt – zugleich durchgeht, / und sein Kopf ist die Spur, // Zügel wie Bahnen verheddert / ihm durch den Leib geworfen. // 23.10. 94». (Aus: neue deutsche literatur, 2/99)

Cornelia Jentzsch, Basler Zeitung 12. Januar 2001

Die Partitur der Dinge oder Wenn die Birne zur Geige wird

Der etwas andere «Sachverstand»: Neue Gedichte und Notate von Elke Erb

Ein noch in der DDR, 1983 im Aufbau-Verlag erschienener Band Elke Erbs trug den Titel «Vexierbild». Dieses Wort ist nicht nur Überschrift für Gedicht und Band, sondern beschreibt auch im Ungefähren die poetische Sprache der Dichterin. Vexierbilder sind Rätselbilder, sie irritieren damit, dass die Hauptfigur unter den Strukturen des zuerst wahrgenommenen Bildes versteckt liegt. Das Eigentliche schwebt verborgen, es muss entdeckt werden, aufgehoben mit den Augen. Zu den verborgenen Figuren in den Vexierbildern gelangt man am besten, wenn man sich das Gesuchte in Gedanken nicht bereits fertig und kompakt vor Augen führt, sondern sich dem Liniennetz des angebotenen Bildes überlässt, es mit den Augen abfährt, bis die Figur in den Sucher einkehrt, ihn entdeckt.

Elke Erbs Texten nähert man sich als Leser ähnlich. «Ich dechiffriere das anscheinend Einfache», beschreibt sie ihre Arbeitsweise. «Immer wieder wird der Text solche Hintergrundarbeit, wie wir sie unbewusst leisten, aufdecken. Sie bleibt unterbewusst, weil sie von den Unbildern eines normativen Vordergrunds verdeckt wird. Wir leisten sie und haben, ohne von ihr zu wissen, das Gefühl zu versagen.» Man muss einen poetischen Sachverstand zulassen. «Sachverstand» heisst auch ihr neuer Gedicht- und Notateband, erschienen ist er bei Urs Engeler Editor. Diese Art von offenem Verstand ist kein angestrebter, künstlicher, schwer erlernbarer. Viel eher resultiert er aus einer Art ausgehaltenem Alltag und Dasein, er erscheint so gut wie von selbst, wenn man ausdauernd, lange und stumpf mit den Sachen zu tun habe, das bringe den Sachverstand, «das gewusst wie bringt ihn nicht... lange und stumpf – ein Einsehen, Eingesehenes kehrt ein in dich».

Man solle vertrauen, denn die Geist-Materie sei bereits von Natur aus erstaunlich leistungsfähig. Aus dem Ertragenen wird so im Handumdrehen ein ertragreiches Einsehen. Schaut man in die Dinge hinein, fällt die poetische Ernte, fallen die Wortfrüchte auf den Tisch, platzen die rauen, abweisenden Schalen. Denn man hat, ein klein wenig nur, seine gewohnte Perspektive geändert und am Baum gerüttelt.

Das ihren Gedichten zugrunde liegende «Denkwegenetz» lässt sich in diesem Buch ziemlich genau nachzeichnen. Der Band in seiner Verzweigkeit «thematisiert es als vorgefundenen Alltag, der siehe, Knospen ansetzt gewächshaft, virulent unablässig». Dichten bedeutet also zunächst nichts weiter als die Sache selbst in die Hand zu nehmen, um gegenwärtig zu sein, geistesgegenwärtig. Aufnahmebereit für das Poetische, das vor den Dingen kauert, ihr Erscheinen vorbereitet. Das Gedicht «Mitteilen» beschreibt sehr schön, wie dieses Poetische, Federleichte sich nähert und nährt: «Schneide ich etwa Feenfleisch aus / und lege es auf die Teller? // Und wird es von Feenfüchsen / im hindernislosen Mondlicht // (die auf Stühle springen / am runden Tisch, bei Messer und Gabel / aufs weisse Tischtuch die vorderen / Füße aufstützen) // beschnuppert, bevor meinesgleichen daran kaut?»

Sonntagskuchen, summend

Hierzu spielen Geigen die Tischmusik. Sie schälen sich in einem Vers leicht und luftig aus der Form einer im Backofen trocknenden Birnenhälfte heraus. Die sanften Rundungen der trocknenden Frucht haben eine «Zwangsvorstellung» in der Dichterin ausgelöst, in deren Folge sich ein Schema, ein Regelwerk offenbart, «ein Zügel im Gang der Dinge», das sich wie ein duftender Sonntagskuchen aus dem Ofen herausziehen und aufschneiden lässt. Das Begreifen und Sehen passiert in einem Fest, vitalisierende Spannung dreht und steigert alles, bis die Schwingungen der Dinge zu summern beginnen, die Birne zur Geige, zum poetischen Instrument wird, «sie mustert ja violinengleich die Birnenhälfte mit ihren kleinen Hintern,

Sage der Violinensaiten von Gris, von Braque.» So gesehen ist Poesie auch eine Art von verstandener, wahrgenommener Partitur der Dinge, die in den Worten zu spielen, mit den Versen auszuspielen ist, die die tonlosen und unsichtbaren Schwingungen der Dinge verstärkt und dadurch erst hör- und aufnehmbar macht.

Aus dieser Perspektive lässt sich auch besser verstehen, warum Elke Erb in diesem Band davon spricht, dass die Kommunikation eigentlich noch nicht erfunden worden ist. Sie meint damit nicht die simple Form des Sprechens, die Verständigung als Warenaustausch von Worten praktiziert, sondern eine Kommunikation, die aus einer gewissen Sehnsucht heraus jemanden, wie sie schreibt, in weiterführenden Adern fließend zu erquicken vermag. Die zu einer körpereigenen Reaktion wird, belebend, blutbildend, und aus einem Keim heraus organisch in ein ganzes Geflecht und Netzwerk wächst. Diese Verständigung spricht über die bloße Materialität von Worten heraus und klingt, zittert, vibriert, atmet. Das Wort Anwendung taucht in diesem Zusammenhang in ihren Gedichten auf. Anwendungen werden von irgendeiner beiläufigen Wahrnehmung ausgelöst, kommen plötzlich aus dem Ungefähren hervor und rücken in die Nähe der Aufmerksamkeit, sie wandeln sich der Person an, sie umwinden, umgarnen, umstricken sie regelrecht mit ihren Aufforderungen zu sehen.

Aufscheuchendes, ungemerkt

Elke Erb stellt auf poetische Art genaue Fragen nach einer ursprünglichen, elementaren Form von Kommunikation, denen man beim Lesen nicht ausweichen kann. Ihre Gedichte stellen in Frage, in das Licht und die Helligkeit einer fragenden Anteilnahme. Alles und jedes ist tauglich, untersucht zu werden, nichts ist so gering, dass es nicht in einem Gedicht sprechen, sich offenbaren könnte. «Es sei nichts Arges der Grund meiner Anrede. – Bin ich selbst die Gefahr? Oder warne ich? Wenn ich warne, bin ich verlässlich? – Dieser feine Spalt, Riss (wie er sonst auch genügen kann, tödlich zu sein) im Anfang des Aufscheuchenden (Aufscheuchen, Scheu, Scheuen – Stocken) – freilich merken wir ihn, glaub nicht, wir merken ihn nicht.»

Die mikrokosmische Detailarbeit, diese Präzision eines Uhrmachers am Rad der Zeit ist es, welche die Faszination ihrer Poesie ausmacht. «Was ich schreibe, lebe ich.» In der Philosophie gibt es den Begriff des Fastnichts, des Presque rien. Ein Ausdruck, der im Barock aufkam und eigentlich das Unbegriffliche benennt, das, was man bemerken, aber nicht recht begreifen kann. Und der im Grunde genommen (fast) nichts als ein Synonym für das Schöpferische ist. Es bezeichnet jene Differenz, die das Poetische vom Alltäglichen unterscheidet, eine winzige Verschiebung nur, kaum wahrnehmbar, aber dennoch mit ungeheuren Folgen für das, was daraus entsteht und zurückwirkt.

Das Fastnichts liegt auf der Hand, aber auch der Poet muss es gleich dem Leser wie in einem Vexierbild erst entdecken, heraus Schälen, wie die Geige aus der Frucht halt. Diesen Vorgang macht Elke Erb nachvollziehbar, es hat etwas Ansteckendes, Virulentes für den Leser ihrer Gedichte, «wenn dann der feste Körper des Denkens... hochfliegt», wenn ihre Verse sich in die Dinge hinein schreibtastend vorwärtsbewegen. Wenn sie sich nach allen Richtungen hinweg drehen und dehnen und bis in die Erinnerungen hineinrollen. Die aus dem Vergangenen erneut herphantasierten Anlagen, schreibt sie, nutze sie als mobilisierende Denkbilder.

Denkgebilde, sprachverrückt

Nun sind Erinnerungen, diese aus der Zeit gefallen existenzen trügerisch, weil sie flüchtig, vage sind. Hier hilft die sprachliche Imagination, welche die Bilder einholt, zurückholt, bis sie wieder pulsieren, «ich räume die einstige Gegend wieder hin, / als seien die noch

vorhandenen Formen (Feld, Wiese, / Gebäude) im vollen Sinn ihres Anfangs geblieben». Jeden Winkelzug dieser ihrer Arbeit lässt sie den Leser nachvollziehen, indem sie sämtliche untergründigen Bewegungen, die zu den Gedichten hinführen, detailliert beschreibt. Manchmal ähneln ihre Gedichte deshalb mehr komplexen poetischen Denkgebilden, eben Denkwegenetzen. Ihre ganz einfache Methode ist die der Sprachverrückung ins Gehirnuniversum, ein Welttransport, deren Differenz oder Wege- und Masseinheit jenes zunächst unscheinbare Presque rien ist, die schliesslich als Gedicht nachweis- und ermessbar dasteht.

Ich-Teil, flammend grün

Die Welt wird in diesem fortwährenden Prozess anverwandelt, einverleibt, und dafür bietet sie unerschöpfliche Nahrung in einer unendlichen Speisenfolge. Und indem die Dichterin spricht, sich äussert, veräussert, wird sie selbst ebenso ein Teil des Ganzen, in dieser wechselseitig anziehenden Annäherung schmelzen die Abstände, Fremdheiten, Begrifflosigkeiten am Ende dieses heissen Prozesses auf ein Minimum ein. «Das – von Kraut, Busch, Baum! – umschlossene ist mein Teil, mein Ich-Teil, ist flammend grün, denn ich spreche von ihm, das ich ermesse in mir.» Die Distanzen sind bis auf jene winzige Verschiedenheit aufgehoben. Elke Erb spricht auch von einem Spiegelbild, das Draussen ähnelt ihrem Ich-Teil bis aufs Haar, «denn solange es – während des Ansehens – in mich fährt, ist es dasselbe... eine hohe Leistung... von einigem Charme». Und das sind ihre Gedichte in der Tat.

Postscriptum: In einem Poem für Friederike Mayröcker schrieb Elke Erb einmal einige Zeilen, die man beim Lesen ihres jüngsten Bandes ebenso der Autorin zurückgeben kann: «Ich muss nicht ... sollen, wenn ich ihr zuhöre, sie lese / trotz aller vielstufig geforderten Aufmerksamkeit- / ich muss nicht: konzedieren, zugutehalten- // Also sind ihre Orte wohl frei zugänglich. / Aufgrund welchen Wunders?»

Florian Neuner, schein Schlag Nr. 1/2001

Diese kleine Borsigstraße da unten

Neue Texte von Elke Erb

Der Titel des Buches führt absichtsvoll in die Irre; denn was ist das für ein Sachverstand, der die Frage aufwirft: «Schneide ich etwa Feenfleisch aus/und lege es auf die Teller?», der bemerkt, «daß der Steiß./während ich im Bett sitze und lese (...) Wurzeln zu schlagen trachtet»? Die Rechtschreibkontrolle meines Schreibprogramms moniert das «Feenfleisch», schlägt als Alternative Feten- oder Femenfleisch vor; auch nicht schlecht. Es handelt sich also um «Poesie». Der Literaturkritiker und Essayist Franz Schuh bekennt in seinem Buch *Schreibkräfte*: «Die Sehnsucht nach dem Nicht-Begrifflichen, die als das Poetische ausgestellt wird, teile ich nicht.» Diese Art von Sehnsucht hat etwas Regressives, ist ein Plädoyer für den «Bauch». Elke Erb wird eine solche Sehnsucht nach dem Poetischen gar nicht kennen; sie ist denkend und schreibend immer schon verstrickt in eine poetisch-anarchische Weltsicht. Sie treibt ihr Spiel aber so hemmungslos weit, bis in subjektivistische, gar privatsprachliche Gefilde, dass keine Gemütlichkeit aufkommen kann in dieser Poesie, dass alles beherrscht wird von einer großen Offenheit, auch Unberechenbarkeit.

Mit Sachverstand legt Elke Erb nach Mensch sein, nicht nun ihr zweites Buch bei Urs Engeler in Basel vor, Gedichte und kurze Prosastücke aus den Jahren 1996 – 99. Keiner der Texte umfasst mehr als sechs Seiten, die Grenze zwischen Lyrik und Prosa verschwimmt. Trug Mensch sein, nicht den Untertitel «Gedichte und andere Tagebuchnotizen», so ist das tagebuchartig-skizzenhafte auch ein Kennzeichen des neuen Buches von Elke Erb. Alle Texte sind datiert, nehmen ihren Ausgang meist von einem punktuellen Ereignis, einem Gedankensplitter, sehr oft von einem visuellen Eindruck; nicht umsonst ist ein Text «Trinkt, oh Augen, was die Wimper hält» überschrieben. «Ich höre nicht auf mich zu wundern», schreibt Elke Erb. Da geht es z. B. um ein «Bild, hervorgerufen vom Anblick im Gras klumpenden Schnees», da wird das Tragen eines Eimers über den Hof zu einer befremdlichen Szenerie verdichtet: «und im Rücken geistert irgendein Kuhstall», der «Hilferuf» eines aus dem Nest gestürzten Vogels wird zur Chiffre für Katastrophen, weckt den «Hilfstrieb/in einem lesenden und schreibenden Menschen». Häufig evozieren diese Naturbilder Erinnerungen an die Kindheit in der Eifel, wo die heute in Berlin lebende Elke Erb 1938 geboren wurde. «Er hat auf Blechbüchsen/geschossen im Urlaub. Warum?», lesen wir etwa im Gedicht «Weihnachtsurlaub»: «Er hat uns drei kleinen Töchtern gezeigt,/wie das Gewehr funktioniert.» Mit wenigen Strichen, einer Skizze, in der von «Pfählen», «Maschendraht» und «Waldhorizont» die Rede ist, wird ein weiterer Assoziationsraum geöffnet.

Elke Erb verschreibt sich voll und ganz dem anarchischen Spiel der Assoziationen, nie sind die Bahnen ihrer Texte formal oder inhaltlich vorhersehbar. «Diese kleine Borsigstraße da unten» evoziert beispielsweise das Bild von «düsterer Stickluft», von einem Arbeiter, der «etwas Schweres» rollt. In Wirklichkeit freilich ist die Luft dort frisch, «ein Blütenduft tanzte an»; dennoch: «Auf meinen Beinen aber zugleich schritt ein Arbeiter, als die Schlote der Industrialisierung rauchten (...)». Man kommt aus dem Zitieren nicht mehr heraus, will man einen Eindruck dieser Texte vermitteln, die in ihrem radikalen Subjektivismus etwas Inkommensurables haben. Wie sagte Elke Erb einmal in der literaturWERKstatt, nachdem sie ein Gedicht vorgelesen hatte? «Das müssen Sie jetzt so hinnehmen.»

Elke Erb: Sachverstand

«Sachverstand» heißt die neue Sammlung von Gedichten und Kurzprosa der in der Eifel geborenen, seit ihrem elften Jahr in der DDR aufgewachsenen und seit langem in Berlin lebenden Dichterin Elke Erb. Die Texte sind nach ihrer Entstehung geordnet, reihen Prosa (Blocksatz) und Gedicht (Flattersatz) in bunter Folge und umspannen einen Zeitraum von genau drei Jahren, vom 20. August 1996 bis zum 23. August 1999. Sie folgen damit chronologisch auf die Texte des Bandes «Mensch sein, nicht», der 1998 im selben Verlag erschienen ist. Aus der genauen Datierung lässt sich mindestens zweierlei ablesen. Zum einen fällt auf, dass rund die Hälfte dieser Arbeiten in den Sommermonaten Juli und August entstanden ist. Zum zweiten bemerkt man, dass beinahe alle Texte das Datum nur eines einzigen Tages tragen. Beide Beobachtungen können Aufschluss geben über die Arbeitsweise der Autorin und somit helfen, in ihre dem ersten Anschein nach vielfach sperrigen, also versperrten Sprachgebäude einzutreten. Offenbar verfolgt Elke Erb den poetischen Einfall nicht mit dem Ziel der rundenden Ausarbeitung einer begonnenen Skizze. Sie rückt den Entwurf nicht, ihn lange betrachtend, zeitlich von seiner Entstehung ab. Stattdessen soll alles zugleich geschehen. Blüte und Frucht sind eins; Beobachtung, Erinnerung, Reflexion erkennen einander blitzartig in der Sprache, fassen sich an; ursprünglicher Gedanke und fertiges Gedicht erscheinen so in ihre größte Nähe gerückt. «schund – rasches lebendiges wort, kann noch sein: hirschkopf, am tier. kommt weit her, noch aus dem stamm/leib, kann noch sein: nase. augen/unter der stirn. kann noch sein ohne schwund nach einem wechsellaterbalgdümel.» Seht her, so arbeitet es in meinem, nein: in deinem, nein: in einem Kopf, scheinen Gedichte (und Prosa) ein ums andere Mal sagen zu wollen. Wollen sie das? Kann man das wissen? Liegt man, etwas zu wissen meinend, nicht von vornherein neben der Spur? «Lange und stumpf zu tun haben mit den Dingen bringt den Sachverstand – das gewusst wie bringt ihn nicht», weiß das Titelstück des Bandes, und spricht darin wohl eine Leseanweisung aus. Offenbar sind Lesen und Schreiben hinsichtlich Zeit und Geschwindigkeit einander entgegengesetzt. Aber ist nicht diese Überlegung genau falsch? Ist das lange, stumpfe Umgehen nicht im Gegenteil die erste Bedingung des Schreibenkönnens? Blüte und Frucht, hieß es, seien eins? Aber reichen die Wurzeln dieser Gebilde nicht viel tiefer, als wir lesend überhaupt graben können? Graben, Knollen, Mutterboden. Es ist ländliche Umgebung, die den meisten und den schönsten dieser Texte ihre Bilder gibt, sie sind gleichsam damit gedüngt; man braucht nicht zu wissen, dass die Autorin seit vielen Jahren einen ländlichen Sommersitz in der Lausitz hat, um ihren Arbeiten abzuspüren, dass in einer offenbar geeigneten Umgebung der ästhetische Kurzschluss des Entlegensten gelingt. Berücksichtend genaue Heimsuchungen einer mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Kindheit, in der schier immer Sommer gewesen sein muss, glaubt der Leser deshalb in einigen der Texte zu entdecken, die als Anlese-Tipps besonders empfohlen seien: «Mit drei, mit dreizehn», «Verrichtungen», «Wolken darüber, ich weiß nur das eine», «Begegnung mit vormals Bekannten», «aus dem krieg». Aber auch dieses ganz andere, unsommerliche, schöne Gedicht: «es sei wie es will // ich höre nicht auf mich zu wundern: gleite jetzt wieder die weile / ab in den schlaf und über- // lasse mich dem - dennoch bekannten - / aspektwechsel um die drei ecken / die ihre stockwerke stapeln // kleinstädtisch einem bleichen / reizlosen jenseitslicht. gleichwohl: / wundert es mich.»

Abstrakte Wahrheiten

Elke Erbs sachverständiger Gefühlsunterricht

Die Gedichte und Prosaminiaturen Elke Erbs sind vergleichbar mit mathematischen Gesetzen und Regularitäten. In ihrem Prosa- und Lyrikband «Sachverstand» gibt die Autorin ihren Lesern zu Beginn eine Formel – eine eigene Definition des Wortes «Handeln»: «Handeln lies als: Ich setze hier ab, bis alles weg ist / wende mich dann nach *dort* (Handelsstraße), / komme wieder als *der...* / *rege*; *zuwege*.» Eine Lebensreise, Weltenfahrt liegt vor jedem Leser, harte Übersetzungsarbeit und logische Rekonstruktion wird ihm abverlangt, um den Wortsinn der Zeilen und Verse herauszuarbeiten. Der Leser ist aufgefordert, wörtlich zu nehmen, bildlich zu sehen und von verkrusteten Denk- und Verstehensweisen abzulassen. Begreifen bedeutet bei Erb nicht fassbar sein, sondern abtasten, die Sache dabei drehen und wenden.

Die Autorin benutzt einen speziellen Kode zur Bedeutungskonstitution, der ein einmal erworbenes Textverständnis in der nächsten Passage schon wieder zur Disposition stellen kann. Diese kommunikative Tugend prägt Erbs Texte durchweg. Hilfe bieten hierbei neben den erwähnten Begriffsbestimmungen auch die vorangegangenen bzw. nachfolgenden Gedichte und Prosavignetten, die eine Einheit und einen Zusammenhang stiften.

Die Lyrikerin arbeitet sich aus der «Standardphilosophie» heraus, indem sie nicht, nach aristotelischem Denkmuster, Dinge durch ihre Eigenschaften bestimmt, sondern zwischen den Eigenschaften das eigentliche Individuum sucht. So befindet sich ihr lyrisches Alter Ego zwischen «Fußsohlen und Schädeldecke», die «mit dem Boden und Dach des Lifes aufsteigen». Eine immer wiederkehrende Methode in Erbs dichterischen und prosaischen Texten ist das Einbeziehen der Körperlichkeit, durch die der Eindruck unmittelbarer Erfahrungswelt entsteht. Durch den Körper erst erfährt das Individuum seine Umwelt. Der Körper als Medium zwischen *hier* und *dort*, *außen* und *innen*, letztendlich zwischen *rege* und *zuwege*. Durch ihn erst wird die endliche Weltenfahrt ermöglicht, ein stets wiederkehrendes Element der Erb'schen Poetologie.

Für einen graduierten Philosophen, belesenen Mythologen und weitsichtigen Historiker, einen Leser mit einem Quäntchen Wissen über orientalische Glaubensrichtungen und Sagenerezählungen, guten Kenntnissen in Grimms Märchen – sowohl primär-, wie sekundärtextlich –, einer guten Informationsgrundlage zu christlichen Denkschemata und einem gehörigen Maß an Bildung und Kompetenz nicht zuletzt auf sprachwissenschaftlichem Gebiet ist die Lektüre ein Genuss.

Ingeborg Ruthe, Berliner Zeitung, 20. November 2003

Heimkehr in die Eifel-Selbst-Welt

Datum: 9.9.98: «Wieder ganz anders im Spiegel als innen. Impuls Zigarette. – Wie fang ich es an, das Innenbild ernst zu nehmen?» Elf Tage später heißt es: «Vermutlich muss ich den Spiegel öfter nehmen, jeden Tag ... Dass die Reihe zu einer Kohärenz kommt & damit zu Schwung, Sinn & Sachverstand (Sich im Unendlichen finden/wird gern der Einzelne verschwinden).

So Elke Erb in «Da Spiegelbild Einmal wieder», es ist eine von vier Geschichten, die sie in ihrem neuen schmalen Band «Die Crux» überschreibt. Überraschenderweise aber wird es auf den 132 Seiten dann gar nicht leidvoll. Die Dichterin aus Prenzlauer Berg, Jahrgang 1938, hat ihre streng-ironische Selbstbespiegelung und den Rückgriff auf die Kindheit, die Gedanken an den Vater – «Sympathie einer Knospe zum Stamm» – und an die in sich verschlossene Mutter – «Eifel-Selbst-Welt» – ganz unverquält aufgeschrieben. Berlinerin seit langen Zeiten, nomadisiert sie auch zur eigenen Überraschung heimlich zurück zu den «ländlichen Reizen» der Eifel. Retour ins versponnen Vorpupertäre, bei dem Vater und Onkel mit vor-erotischer Zuneigung gezeichnet sind. Wieder sind es bei dieser spröden, in ihren Beobachtungen des anderen und des Selbst hartnäckig insistierenden Lyrikerin die Prosa-Sätze, die wie Volten wirken. Ständig diese raschen Wendungen, wie beim Ritt im Kreis, der zur Schleife wird.

Aufgabe zu Benennen

Die Lyrikerin Elke Erb, die in diesem Jahr 65 geworden ist, schrieb ein Prosabuch, in dem sie sich mit dem Alter und Älterwerden auf ihre eigene und sehr eigensinnige Art auseinandersetzt. Die zwei ersten der vier Texte des Bandes scheinen auf den ersten Blick nicht unmittelbar mit diesem Gegenstand verbunden zu sein, allerdings doch über den Umweg der Kindheit, wo bekanntlich die Zeit laufen lernt und damit das Altern beginnt. «Eile mit Weile», die erfundene Geschichte eines Kindes, das schon mit fünf aus der Schule verwiesen wurde, ist ein Fantasie- und Wörterfest. So als gönne sich die ansonsten sehr rationelle und präzise Elke Erb einen haltlosen Ausflug in geheime Tiefen der Sprache (ja, sogar Reime holt sie aus dem verstaubten Kästchen hervor: «Geboren, verloren, als sätest du Sporen»), bevor sie zur klaren und schonungslosen Analyse des Alters übergeht. Der zweite Text, «Teilräume, Zeiträume, Würfel», ist ein Blick in die eigene Kindheit, eine bildkräftige Erzählung über die Kriegs- und Nachkriegszeit in der Eifel, und ein Beispiel dafür, welche wunderbare Erzählprosa Elke Erb schreiben kann, wenn sie nur will. Der rote Faden ist die verschmitzte Frage, ob in den frühen Jahren der Autorin zwischen Vater und Tochter ein Ödipus-Komplex gestanden habe? Nach gründlicher Untersuchung kommt sie zum lustigen Schluss: nein, keinesfalls. Seitens der Tochter war es «Sympathie einer Knospe zum Stamm». Seitens des Vaters: «Sympathie des Stamms zur Knospe? Wer schaut in ihn rein, den Großen, noch dazu von unten?»

Nun ist die Knospe zum Stamm geworden und blickt aus der Höhe der gelebten Jahre. Dieser Blick ist weder optimistisch noch pessimistisch. Zwei eigentlich dem Alter gewidmete Kapitel bieten selbstverständlich keine Rezepte für die Verlängerung der Jugend oder des Jugendgefühls. Sie drücken aber auch keine Bitternis aus. Das Älterwerden wird registriert und in den kleinsten Merkmalen benannt. Adam hatte im Paradies die Aufgabe, allen neu erschaffenen Dingen einen Namen zu geben. Das ist das Sinnbild für den Ursprung aller Kreativität. Nach seiner Vertreibung aus dem Paradies bleibt dem Menschen, das zu benennen, was er draußen vorfindet, alle Grausamkeit, die er ausgeliefert ist. Elke Erb versucht das Älterwerden in Worte zu fassen. Ein in Tagebuchform notiertes Betrachten des Spiegelbildes. Ein diszipliniertes Sich-Zwingen zur Wahrnehmung und Anerkennung des eigenen Gesichts, zur Benennung des «Nichtbenannten/Nichterkannten». Es ist ein Weg, den Widerspruch zwischen dem Inneren und Äußeren zu beseitigen, der entsteht, weil «Ich» sich mit dem Alter nicht identifizieren kann: «Das junge Blut ist gekränkt. Kein Blut ist alt. Ein näher kaum benennbarer Kummer beeinträchtigt. Wen? Das junge Blut. ... Wer? Die alte Haut. Sie bedauert nur, dem jungen Blut nicht helfen zu können». Das alte Gesicht ist nicht zu bewältigen, es ist «bewusst zu tragen». Einschließend, ebenso tagebuchartig, wird eine andere Analyse vorgenommen: von altersbedingter Verlegenheit (weil es um eine Schreibende geht, ist das «die Autoren-Mär» vom Nichtstun»), Panik (wo z. B. ist nun der Schlüssel?), «Angst vor falsch, fehlen, Insuffizienz etc»), vom Vergessen («Ich habe vergessen, was ein Wort bedeutet. Oder umgekehrt: Wie etwas bedeutendes heißt (!). Wie weggeblasen»). Hier, wie auch in der Spiegel-Geschichte, geht es nicht um das Überwinden. Sondern darum, dass man mit sich und der Welt lebt und sich und die Welt so annimmt, wie sie sind. Es ist ein sehr offenes und sehr mutiges Buch, in dem eine Dichterin über alltägliche und sehr intime Dinge nachdenkt und sie nicht nur meistert, sondern glänzend für ihr lyrisches Laboratorium zu nutzen weiß.

Gesichtsgeschichten

Gute Kartoffeln: Lyrische Prosafragmente von Elke Erb

Die lateinische «CruX» bedeutet laut Duden nicht nur Kummer und Schwierigkeit, sondern auch «unerklärte Textstelle», «unlösbare Frage». Für ein Buch von Elke Erb, deren Lyrik stets mit dem Vorwurf hermetischer Unverständlichkeit konfrontiert war, ist das ein nicht ohne Ironie gewählter Titel. Die unerklärte Textstelle, um die es in «Die CruX» geht, ist nichts Geringeres als das eigene Ich, das sich redend, räsonierend und reflektierend konstituiert. Dieses Ich ist nichts als Sprache. Es entsteht im Text. Elke Erb, Mentorin der anderen, inoffiziellen DDR-Lyrik, die nicht ideologisch, sondern wort-materialistisch orientiert war, reagiert auf alles, was ihr widerfährt, unmittelbar sprachlich. Poesie ist für sie eine Form von Erkenntnis, ein Experiment mit ungewissem Ausgang, stets betrieben mit dem Risiko, daß sie ins Leere führt.

Ihr Arbeitszimmer bezeichnet Erb als ihren Jagdgrund. Berlin und das sächsische Dorf Wuischke sind die beiden Reviere, in denen sie abwechselnd wildert. Doch der Unterschied zwischen Stadt und Land ist bei ihr eher eine Stimmungsfrage. Auch die Stadt wird ihr zur Landschaft und das Land zu einem bedrohlichen sozialen Raum. Wie bei allen Jägern gibt es viele Tage, an denen sie keine Beute macht. Der Mißerfolg ist Teil ihrer Prosa. Die Pointen sind darin versteckt und werden nicht ausgestellt wie heroisch erlegte Beutetiere.

Leser, die inhaltlich orientiert sind, können sich im ersten der vier Abschnitte daran festhalten, daß ein Bus durch eine östliche Landschaft fährt, durch Tschechien vielleicht, durch Sachsen. «Sprachen sind jeweils Wege überallhin», notiert die Autorin während dieser ersten Annäherung an Raum und Zeit. Da erprobt sie, wie sich mit Worten Landschaft erschaffen läßt. Zu den Sinneseindrücken, die stofflich als Material des Schöpfungsprozesses vorausgesetzt sind, gehören auch Gedichte: Verse von Gregor Laschen und Landschaftshymnisches von Hölderlin. Die Welt ist, bevor sie erschaffen wird, immer schon Sprache. Die Landschaftsfahrt erweist sich schließlich als Vorarbeit für ein neues Gedicht, das am Ende dieses Abschnitts steht. Die Wendung «Eile mit Weile», die den Text kontrapunktisch durchzieht, beschreibt nun die Oder und ihr träges, in sich ruhendes Dahinfließen: «Als besorge sie, was zu besorgen ist.» Die Momente, in denen aus der Prosabewegung Lyrik entsteht, sind das Schönste an diesem Buch.

Der zweite Abschnitt führt zurück in die Vergangenheit. Auch er ist angeregt durch Lektüre, nun aber durch ein psychoanalytisches Werk. Die Beschäftigung mit ödipalem Begehren läßt das Bild der Eltern und einer Kriegskindheit auf dem Land wiedererstehen. Erinnerung, so zeigt sich, ist Konstruktionsarbeit, ist Deutung, späteres Wissen, das an ein unerklärliches Empfindungsüberbleibsel angesetzt wird. So entsteht: ein Leben. Das ist nicht viel.

Entschädigung bieten Wortfindungen wie «wohlhändig» oder Satz-Blitze voller Humor: «Die Kartoffeln waren sehr gut. Lag's an mir oder an ihnen?» Für solche Trouvaillen lohnt sich die Mühe einer lebenslänglichen, lyrisch gestimmten Prosaexistenz.

Der dritte Abschnitt ist schonungslos und albern. Er spielt in der Gegenwart und handelt von Vergänglichkeit. Der Blick in den Spiegel gibt Anlaß, über Eitelkeit und den Prozeß des Alterns nachzudenken. Alle Ich-Befestigungsversuche erweisen sich als haltlos, wenn die Selbstbetrachtung der Autorin dadurch gestört wird, daß sie spürt, wie ihr allmählich ein Greisinnenkinn wächst. Da fehlt schließlich nur noch das berüchtigte «Wärzchen mit Härchen-Antenne ins Nichts». Und dennoch ist Narzißmus unvermeidlich in diesen «Gesichtsgeschichten». Grundsätzliche Zweifel («Warum sollte man sich für sein Gesicht interessieren, man kennt sich doch») werden überblendet vom experimentellen Interesse daran, das existierende Innenbild von sich selbst mit dem Außenbild im Spiegel in Übereinstimmung zu bringen.

Schon dieser Abschnitt könnte wie der vierte und letzte «Älter werden» überschrieben sein. Tagebuchauszüge dokumentieren die Versuche, Stimmungen festzuhalten und der Vergänglichkeit haltbare Formulierungen entgegenzusetzen. Elke Erb ist eine Wortwerkerin, die Worte nach ihren Bedeutungen abtastet, um ihren Sinn unmittelbar zu erfassen. Sie arbeitet mit dem Klang, mit Reimen, mit Assoziationen, dreht und wendet Dinge und die Worte. Es ist faszinierend, sie bei dieser Arbeit zu beobachten, die ein unendlicher Selbsterschaffungsprozeß ist, ein Selbstgespräch und zugleich ein Dialog mit Freunden und vor allem mit Literatur. Die Frage, ob die in «Die Crux» vorgelegten Dokumente Kunst sind oder eher wissenschaftliche Analyse oder einfach nur Gerede, läßt sich mit Elke Erbs eigener Definition beantworten: Der alltägliche Text – wie zum Beispiel das Erzählen einer Geschichte – beendet etwas. Der künstlerische Text beginnt etwas Neues. So gesehen sind Elke Erbs lyrische Prosafragmente hohe Kunst. Denn sie führen hinaus ins Offene.

Der Spiegel weiß nichts

Annäherung *Elke Erb bewahrt einen poetischen Kern.*

Elke Erb zählt zu den namhaftesten Dichterinnen dieses Landes. Ihre Innenprojektionen und philosophischen Blicke sperren sich augenfälliger Konsumierung, sind eigenwillig und voller Gedankenblitze. Man muss sich nur auf sie einlassen. Was ist für sie «die crux», wie ihr jüngstes Buch heißt? Eine Sache? Die Sachen? Oder Tätigkeiten – zum Beispiel Bezüge für Liegematten zu nähen. Etwas herstellen, obwohl man meint, mit der Sache an sich nichts zu tun zu haben. «Aber eben das, dieses Nichts, ist ja die crux».

Die neuesten Arbeiten von Elke Erb, 1938 in Scherbach (Eifel) geboren, sind Annäherungen, sind Strickweg. Fangnetze. Fünf in sich abgeschlossene Texte. Genau gearbeitete Gebilde, deren poetischer Kern sich beim Lautlesen am deutlichsten herauschält. «Eile mit Weile», diese Worte las ich, im gepflegten Kreuzstich ausgeführt, auf dem Überhandtuch meiner Großmutter.

Und der Text – ein Decktext? Ein Entdecktext! Er umkreist in Wiederholungen Szenen und Objekte, die gleichsam hinterfragt werden. «Gleite im Gleichen», sagt die Dichterin, und «Sprachen sind jeweils die Wege überallhin». Ein Weg zum Beispiel: «Geboren, verloren, als sätest du Sporen.»

Es ist das Schweifende, Murmelnde und Quecksilbrige des Textes, der diese Prosa nah an der Lyrik lässt. Auf den Punkt gebrachte Aussagen, knackevoll des Pflanzlichen, Wachsenden und werdenden, «wildfremd in der Welt», die auf schnelles Verstehen aus ist. Aber doch hier (wo sonst!), «mit kuppelnden Boten verboren verschoren zu losen Losen.»

«Teilräume, Zeiträume, Würfel» ist eine Auseinandersetzung mit dem Ödipus-Komplex. Beleuchtet man den Komplex genauer – und das kann man nur, wenn man ihn auf sich selbst bezieht –, wird sichtbar, dass in dürftiger Zeit Rollenmuster um so tragender sind. Zum Beispiel das: Mama = Essen = Herd. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wird sie vom Kind als Säule wahrgenommen, die für Vater und Mutter zugleich steht: in sich ruhend, sanfte Stimme, weiche Haut.

«Das Spiegelbild einmal wieder» ist ein Text in Form von Tagebucheinträgen. Skurril und oft auch mit Augenzwinkern. Wie ohne Lid die Blicke in den Spiegel. Die Betrachtungen über das Beliebige und das Besondere, die Eitelkeit und den Tadel, die Tabus und Warnungen, das Haltbare und die Linien der Veränderung. Eine Entdeckung dabei: dass Gesichtsmuskeln sich wie Wurzeln anfühlen, von innen.

Auch wenn man sich noch so auslugend betrachtet, niemand vermag sein Interesse in das Äußere zu kleiden. Eher schon sind es die Seitenblicke, die Naturblicke, die Erkennen ermöglichen. Aber wenn die Wissbegier sich selbst überholt, was geschieht dann? Denn trotz Blickhand und Handblick: «Das Spiegelbild weiß von nichts» und «das Gesicht ist ein Wunder».

Ohne Zerrspiegel auch die Betrachtungen in «Älter werden». In Schüben erfolgt – übers Jahr, über zwei, drei, sechs Jahre. Befragungen des Biografischen und der Versuch einer inneren Charakterisierung. «Man wird es wohl zu komponieren haben, wenn man lebt», sagt die Elke Erb in dieser Prosa über das Leben und die Liebe. «Als ob es Glück sei ... was da fortströmt», in Erinnerungsmosaiken und Bildsprüngen, flirrend und betörend schön.

Nico Bleutge, Neue Zürcher Zeitung, 12. August 2004

In der Selbstwelt

Elke Erbs Versuchsbüchlein «Die Crux»

«Diese gefügten, gefügigen, Weicheres tragenden / Knochen: lesen». Es mag nach Koketterie klingen, doch wer sich mit Elke Erb beschäftigt, der muss zunächst einmal sehr viel lesen. Vielleicht mag sich sogar ein Gefühl der Überforderung einstellen, wenn man vor dem Stapel zwar meist schmaler, aber in sich ungemein verzweigter Bändchen sitzt, die im Laufe eines Schreiblebens entstanden sind. Doch schon nach kurzer Zeit kann man von diesem «Allegro des Lesens» nicht mehr lassen, ja, man scheint in eine Art Suchbewegung geraten zu sein, die Elke Erbs Bücher von Beginn an durchzieht.

Kurzvers und Klangpartitur

Was beim Wandern durch all die Bändchen auffallen mag, durch «Einer schreit: Nicht!» oder den «Faden der Geduld», durch die «Kastanienallee» oder die «Winkelzüge», ist zweierlei: zum einen, wie viele scheinbar gegensätzliche Sprachmöglichkeiten hier aufgefächert werden, vom kargen Kurzvers bis zur wortspielerischen Klangpartitur. Zum anderen, wie schon sehr früh Text und Kommentar zusammentreffen, und zwar so, dass der Kommentar in die Sprachbewegung hineingezogen, ein Teil des Textkörpers wird. «In den Mund nehmen diesen Tag / auf die Zunge», heisst es einmal bei Friederike Mayröcker, «Schreiben ist geistiges Atmen», antwortet ihr die Freundin Elke Erb. In ihren Gedichten und Prosafäden gibt es ein stets spürbares Tasten und Suchen, nach den Bedeutungsfächern der Wörter, nach Rhythmen, Klängen und ihrem Nachhall in der «Selbst-Welt». Es ist ein Schreiben, das seine Kraft aus dem Impuls gewinnt, sich selber stets aufs Neue umzukrempeln.

Von der «zarten Verrücktheit in meinem Blickpunkt» hat Elke Erb einmal geschrieben. In ihrem vorletzten Buch, «Sachverstand», findet sich eine kleine Skizze, die von dieser Arbeitsweise der leichten Verschiebungen einen Eindruck geben mag: «zwischen den Pappeln ein aufrecht – Licht flirrt – verharrender Mann, Licht-flirrt-Strich, der Blick holt, unentwegt – ich komme heran, ich sage es ihm, ein alter Bauer». Wie hier der Blick die Szenerie zerlegt, wie hier der Akt des Sehens vorgeführt und zugleich reflektiert wird, bis sogar das flirrende Licht sein Zeichen im Satz gefunden hat – man könnte es mit Thomas Kling das «Abscannen von Gesichtsdaten der Welt» nennen.

Blick in den Spiegel

Der Blick als monsieur le vivisecteur spielt auch in Elke Erbs neuestem Buch, «Die Crux», die Hauptrolle. Zu vier geschickt verwobenen Kapiteln hat sie ihre Notate und Augenblicksskizzen diesmal angeordnet, die allesamt dem Wissen um die Vergänglichkeit verpflichtet sind. Etwa in der Mitte des hübsch gemachten Bandes findet sich eine Stelle, an der von einem flüchtigen Blick in den Spiegel die Rede ist, einem Blick, der beiläufig, doch zugleich taxierend ist, einem «Blitzkontrollblick», in sich gebrochen. Und aus dem sich eine Aufgabe für die Sprache ergibt: «Wie löse ich diesen Punkt, den Blitzkontrollblick, in Betrachten auf?» Oder, von der anderen Seite gefragt: «Wie bleibe ich dem Augenblickpunkt treu mit dem Textnacheinander? Wie erzeuge ich ihn?» Wie kann ich die Vibrationen des Wahrnehmens, all die Schwingungen, Wölbungen und das «Murmeln, Munkeln», in den Sätzen spielen lassen?

Vielleicht ist Elke Erbs Schreiben der fortwährende Versuch, solche Augenblickspunkte zu erzeugen, etwas Aufblitzendes, Momenthaftes, so im Ablauf des Textes einzuholen, dass der Text die Lebendigkeit eines Körpers erhält. Vielleicht deshalb die vielen Anläufe, das

Flüchtige, Beiläufige nach und nach in eine Versuchsanordnung zu überführen, in ein «Ermittlungsfeld», auf dem sich schon Lektüreste, Erinnerungsbilder und zoologische Kleinigkeiten abgelagert haben. In eine Anstrengung, die nach und nach ihre eigenen Formgesetze hervorbringt und so lange durchgeführt wird, bis alle Möglichkeiten erprobt sind. Um dann wieder neu anzusetzen, zu einem neuen Versuch. Diese Versuche in ihrer Gesamtheit wären dann die mäandernde Suchbewegung all ihrer Texte. «Umherwuchernde Trostlosigkeit im Unterholz», heisst es an einer Stelle. Doch Elke Erbs genau tastende Sprache führt ein ums andere Mal ins «Nirwanageflirr» der Poesie.

Sabine Peters, Frankfurter Rundschau, 10. November 2004

Hey ihr, hebt euch vom Platz

Diese Texte scheinen aus dem Nebel zu kommen und sind dabei sehr zart: «Die Crux», ein ungewöhnlicher Prosaband von Elke Erb

Elke Erbs Texte sind eine Zumutung, und zwar im besten Sinne. Wer die sehr leise und bescheiden daherkommenden Bücher dieser Autorin liest, setzt sich einem hohen Anspruch aus. Elke Erb, Jahrgang 1938, arbeitet nach wie vor weiter am Projekt der Moderne; ihre Prosa ist also immer in erster Linie Spracharbeit. Und so zielt das Schreiben weniger auf eine nachvollziehbare Story mit Höhepunkt und krönendem Schluss. Der Prozess des Schreibens selbst steht im Zentrum des Interesses.

Die Crux heißt der neue Band, der vier Texte enthält, die in den letzten Jahren entstanden sind, und aus dem oben Gesagten erklärt sich, warum man dem Buch nicht mit einer Inhaltsangabe zuleibe rücken kann. Es lassen sich allerdings vage Fragestellungen umreißen: Mit welchen Sinnen nimmt man Natur wahr; was geschieht beim Älter- und Altwerden; was hält einen Menschen zusammen oder eben nicht zusammen; was bedeutet Zeit, und was unterscheidet in der eigenen Lebenszeit die Beschäftigung von einer Ablenkung; wie gehören Sprache und Stimmung zusammen? Man sieht: Diese Fragestellungen sind persönlich und zugleich ganz abstrakt. So auch die Form der Texte, die, und das ist bildlich gesprochen, gewissermaßen zwischen Tagebuch und Wetterbericht changieren. Im Versuch, sich den Texten zu nähern, könnte man sagen: Sie kommen ihrerseits aus dem Nebel, sie wahren immer einen gewissen Abstand, man kann sie nie ganz und gar begreifen, nie ganz deutlich sehen.

Darin liegt ihr großer Reiz. «Vorgestern mitten im Kummer wandert eine im Nieselregen gesehene Hohlzahnpflanze hinein in mich, klarer als je, an der vorbei ich ins Haus lief; fast Tränen.» «Eben, auf dem Rad, dachte ich: als hätte ich alles, was ich getan habe, getan, um dann zu mir selbst zu kommen. Und nun ist da nichts. Satz ähnlich so schon öfter gehört. Beachten. Nämlich irgendwann dann beachten. Dann, wenn die jetzige Trübung aufhört.» «Beim Spiegelblick, dem augenblickkrasch prüfenden, dachte ich noch: diese hucklige Haut über der Oberlippe – da gehört ein Bart hin, Lösung. Na ja. Als ginge mich das alles nichts an.»

Und dann steht man da

«Immer in Zeitnot, & dann steht man da, und aller Antrieb ist erloschen.» «So schön langsam, wie er das tut – die Zeit selbst – färbt der Morgen den Himmel. Als nehme er mich an sich – ist das Gefühl, das ich aufdecke, während ich das Licht ausschalte, den Vorhang wegziehe, um dort hinzusehn.» «Der Unterschied zwischen gewöhnlichem Reden und künstlerischem Text ist einfach benennbar: der übliche beendet, der andere beginnt.» «Steht auf, meine Buschwerke, Bäume, Grasbuckel. Hasen & Halden, hebt euch vom Platz.» Ob hier ernsthaft Allotria getrieben wird, indem das weibliche Ich dieser Texte sich beim Blick in den Spiegel einen Bart denkt, ob in aller Emphase etwas angerufen wird oder ob es um minutiöse Wahrnehmungen des Alltags, um die Veränderung der Zeit geht: Die zitierten Beispiele zeigen, dass die Realität als eine Sprach-Realität verstanden wird. Elke Erbs Prosa-Schreibtechniken – Binnenreime, Alliterationen, rhythmische Passagen, die Verwendung eigenartiger neuer Bilder, das Springen zwischen verschiedenen Bedeutungsebenen –, solche Techniken gelten als «lyrisch», als «poetisch», und von dieser Bezeichnung ist es nicht weit bis hin zu der Kommentierung, diese Prosa sei «verschlossen» und «hermetisch».

Es ist sicherlich richtig, dass Elke Erb sich nicht zuallererst an die Leser wendet; vielmehr ist

anzunehmen, dass der Autorin die Leser während des Schreibvorgangs ziemlich egal sind. Und man kann das nur begrüßen, wenn man nicht der Meinung ist, Autoren sollten in der Art einer erfolgreichen Ich-AG vorgehen und bei ihrem Tun gleichzeitig immer ihren Markterfolg mitbedenken. Elke Erbs Texte scheren kümmern sich nicht um Moden und Trends. Natürlich wird die Autorin dafür nicht nur gerühmt, ihre Texte wurden aus unterschiedlichen Ecken immer wieder auch als selbstversunken, ja als selbstgenügsam kritisiert.

Vielleicht kann man es so sagen: Elke Erbs Prosa ist weder selbstgenügsam noch abgewandt noch verschlossen: Sie wendet sich der Sprache zu, öffnet die Sprache. Die Texte des *Crux*-Bandes sind in all ihrer Verschrobenheit, ihrer Bockigkeit, ihrer Vagheit und Zartheit ein schöpferisches künstlerisches Exerzitium. Das lohnt die Lese-Mühe, das macht die Lesearbeit immer wieder zu einer Lese-Freude.

Tobias Lehmkuhl, Tagesspiegel, 13. Februar 2005

Eine Dichterin für Poeten

Elke Erb ist wahrscheinlich das beim Publikum unbekannteste Vorbild der jungen deutschen Lyrik. Bei ihren Lesungen trifft man vor allem auf Dichter. Und so war es auch am Donnerstag eine kleine Gemeinde, die sich in der Literaturwerkstatt einfand. Warum ist von Elke Erb, Jahrgang 1938, anders als von der gerade 80 Jahre alt gewordenen Friederike Mayröcker, so selten die Rede, wenn es um den Einfluss der Älteren auf die Jüngeren geht? Das mag daran liegen, dass Erb den Kulturbetrieb meidet, wie er nach der Wende über sie hereinbrach.

Um darin «nicht zu ersaufen», hatte sie 1995 angefangen, ihre eigenen Regungen genau zu protokollieren. Dadurch ist ein einzigartiges Tagebuch- und Gedichtwerk entstanden. Ihr geht es darin um «das Nichts, die eigene Indifferenz, die Blindheit in mir». Erb betreibt «unverdrossene Aufklärung». Was sie bei ihren Erkundungen mit analytischem Blick zu Tage fördert, arrangiert und in bezwingende Rhythmen gliedert, ist oft von großer, dabei überaus reizvoller Rätselhaftigkeit. Auch ihr neuer Band «Gänsesommer».

Carola Wiemers, Deutschlandradio, 2. Juni 2005

Elke Erb *Gänsesommer*

«Es ist, als ob man ihre Gedichte, während man sie vorwärts liest, rückwärts verstehen müßte, so wie Erfahrungen», konstatiert die Dichterkollegin Brigitte Oleschinski 1995 in ihrer Laudatio zur Verleihung des Ida Dehmel-Literaturpreises an Elke Erb. Da es sich um eine Laudatio handelt, stellt sich die Frage, was an solch einer poetologischen Strategie zu loben ist. Wer auf Erfahrungen mit Erb-Texten zurückgreifen kann, weiß es längst und wird diese Frage überflüssig finden. Denn auch ihr jüngster Gedichtband mit dem gemütlich klingenden Titel *Gänsesommer* verlangt einen mitdenkenden, reflektierenden und neugierigen Leser. All das bedeutet aber auch, sich Zeit zu nehmen, um die eleganten Suchbewegungen in den Gedichten entdecken und jene einzigartige Symbiose von Poesie und Kommentar verstehen zu können, die seit Mitte der neunziger Jahre das Werk der 1938 geborenen Autorin prägt. *Gänsesommer* besteht aus zwei Teilen, die in sich chronologisch geordnet und mit Datierungen versehen sind. Die siebzig Gedichte sind zwischen 1995 und 2003 entstanden und entstammen den Tagebüchern, die Elke Erb in dieser Zeit geschrieben hat. Sie selbst spricht von Notizen, die in einem vorliterarischen Stadium als «gedankliche Klärungen» gedacht waren und im Sommer 2001 für ein Manuskript überarbeitet und erweitert wurden. Schlägt man das Buch auf, stößt man im ersten Gedicht bereits auf ein typisches Vexierbild:

Halt

Wenn ich noch *ein* Wort sage
mit meiner heilen, armierten
Stimme, leugne ich

die Vergeblichkeit, den Verfall
der flüchtigen kriminellen Begeisterungen
der meinen Spielraum siegreich einst
überwuchert habenden Armatur.

«Halt» – als Verbot oder Sicherheit, oder eben Sicherheit als das Verbotene?

Um es vorweg zu nehmen: in welcher Ambivalenz auch gedacht, einen Halt/ein Halten wird es für den willigen Leser auch mit diesem Gedichtband nicht geben, denn nach dem zitierten Eingangsgedicht geht es erst richtig los. Da wird über «Grundbegriffe» gegrübelt, das «Partizip Perfekt» in ein neues aufklärerisches Licht der Erkenntnis gerückt, über das «Wer oder was?» einer Wahrnehmung beim Lesen nachgedacht oder ein Satz Ludwig Wittgensteins als unübertrefflich zitiert, in dem es um nichts Geringeres als die «logische Identität von Zeichen und Bezeichneten» geht.

Elke Erbs Gedichten liegt ein Prinzip der Dialogizität zugrunde, das zum Gespräch auffordert. In einigen Texten wird ein Dialog mit Dichterfreunden fortgesetzt, der schon seit Jahren geführt wird (Barbara Köhler, Gregor Laschen, Herta Müller). Ein Beispiel dafür ist das Gedicht «Parabel». Gelesen als Antwort auf Ulrike Draesners Gedanken, Elke Erbs Gedichte wären «analytische Parabeln auf das Myzel unseres Alltags im Denken und Fühlen», fordert es erneut zum Widerspruch heraus.

In der suchenden Neugier dieser Denk- und Sprachbewegungen ist immer wieder vom «Schreiben, Verfassen – ja ach!» von der Verlegenheit bei der Wortarbeit die Rede, die nicht nur den Text-Körper, sondern auch den Körper des Sprechenden erfasst (Gedicht «Anpassung»).

Zu einer Begegnung besonderer Art kommt es schließlich im Titelgedicht *Gänsesommer*, das in fragilen Todesbildern an die amerikanische Dichterin Emily Dickinson (1830-1886)

erinnert, die innerhalb der Spätromantik nicht nur eine herausragende Bedeutung besitzt, sondern auch als Vorläuferin der Moderne gilt. Im Gedicht tritt sie uns als weiß gekleidete Gestalt in einer «Spiegelleere» entgegen.

Elke Erbs *Gänsesommer* beinhaltet im handlichen Kleinformat der Urs Engeler Edition wieder einmal eine gehörige Portion sprachlicher Virtuosität, aus der seit nunmehr drei Jahrzehnten kraftvolle und beunruhigende Texte entstehen, die nicht nur gelesen werden wollen.

Herbert Wiesner, NDR, 3. Juli 2005, 17:30 Uhr

Buch der Woche: Elke Erb «Gänsesommer»

*Es ist eine alte Übung, so zu beginnen,
dass man vorher nichts weiß / und nachher
nichts gewusst haben wird, gefahrlos.*

Das kurze Gedicht aus Elke Erbs neuem Band «Gänsesommer» endet mit einem Rätsel. Wäre Wissen denn Gefahr? Ein anderes Gedicht spricht vom «Dunkelsinn der Stirn» und davon, dass Aufklärung nichts taugt. Es wäre aber falsch zu glauben, dass hier Gefahr im Verzug sei, Verdunklungsgefahr gewissermaßen. Es ist nur so, dass Elke Erbs Texte manchmal nichts verraten, am wenigsten jedoch sich selbst. Die Berliner Dichterin und Übersetzerin, die 1938 in der Eifel geboren wurde und mit elf Jahren in die DDR kam, hat nach zahlreichen Veröffentlichungen in anderen Verlagen mit «Gänsesommer» schon das fünfte Buch in dem auf Lyrik und Poetik spezialisierten Verlag Urs Engeler Editor publiziert.

Ihren Gedichten stellt sie Tagebuchnotate zur Seite und in beiden Textsorten reflektiert Elke Erb ihre fortschreitende poetische Existenz, spricht, wie sie das nennt, mit heiler, armierter Stimme von Technologie, von Computern und Transrapid wie von Gartenarbeit und Natur. Ihre Leseerfahrungen, mit denen sie sich positioniert reichen von Hamann und Hegel über Wittgenstein zu Franz Josef Czernins Sonetten, zu Gedichten Ulrike Draesners und zu den Werken des in Italien lebenden Münchner Dichters Paul Wühr. Von ihm sind zwei Zeilen herzuleiten, die heißen:

*Gedichte schreiben ist – in nuce, aber nicht weich,
sondern strategisch gehärtet: wie als spräche man positioniert.*

Auch die gesellschaftliche Positionierung ist nur ein «als ob». Elke Erb, die listig und verschlüsselt denkende Dichterin muß heute als die avancierteste, kühnste Poetin angesehen werden, die noch und mit Recht in den Literaturgeschichten der DDR geführt wird, obwohl sie längst alle Grenzen überschritten hat. Sie ist Protagonistin und Grande Dame einer Dichtung, die sie zugleich prägt, deutet und ins Geheimnis zurücknimmt. Es könnte sein, dass nicht verstehende Leser, so sagt sie, zu schnell sind vor einem Text, anstatt nur zu langsam. Wie Elke Erb arbeitet, indem sie Dinge und Personen in Sprache verwandelt, zeigt das Titelgedicht «Gänsesommer», das nur auf den ersten Blick ein Rätsel ist. Von der Amerikanerin Emily Dickinson leiht sie sich zwei Zeilen, in denen das Wort «gossamer» vorkommt. Es steht für jene feinen Fäden des Altweibersommers und lässt sich mit Gespinst oder Gaze übersetzen, doch Elke Erb assoziiert den Klang «goosesummer» und ersetzt lachend ihren Altweibersommer durch «Gänsesommer».

*Morgenlicht, Schlafzimmer, Spiegel,
du stehst vor dem Spiegel, Triptychonspiegel
oben im Schlafzimmer, kleidest dich, in etwas Feines,*

*auf den Dielen zwischen dem Bett und dem Spiegel
stehst du in Spiegelleere –*

*oder Kirschblüten-Weiß
auf den schlafwarmen Leib, die reine
Bluse, die weiße ...*

*Ich erkenne das Frösteln, nicht meins,
wie das zarte, angelegte Gewebe,*

*wie Hemd, Bluse, Mieder,
ausschaut, den Tod sieht,*

erkenne ich wieder, Kleid oder Tau.

Bruno Steiger, Neue Zürcher Zeitung, 6. Juli 2005

Das Gras an den Schuhen der Wörter

«Gänsesommer» – Gedichte und Aufzeichnungen von Elke Erb

Gedicht und Kurzprosa, Gedichtreflexion und lyrisches Notat bilden die vier Hauptpfeiler von Elke Erbs literarischem Werk. Ihr mittlerweile gegen zwanzig Bände umfassendes «Ich-Buch», das seit dem 1975 vorgelegten Erstling entstanden ist, wird von Kennern hoch geschätzt, ebenso ihre Übersetzungen und die Gemeinschaftsarbeiten mit ihr nahestehenden Autoren. Erbs immer neu formulierte grundsätzliche Frage nach der Reichweite und der Gültigkeit einer poetischen Wahrnehmung müsste eigentlich auch für eine grössere Leserschaft von Interesse sein. Zu einem «ersten Sehen» möchte Elke Erb in ihren Texten gelangen, zur Rückeroberung einer Perspektive, in welcher die Beantwortung der Frage, «worum» es sich beim jeweils Gesehenen handelt, den Zwischenresultaten unserer Alltagskommunikation anheim gestellt bleibt. Sich kreuzende Sackgassen scheinen es für Elke Erb zu sein; gegen diese setzt sie ihre Kunst.

Im Möglichkeitsraum

«Der Unterschied zwischen gewöhnlichem Reden und künstlerischem Text ist einfach benennbar: der übliche beendet, der andere beginnt.» Das Statement aus Erbs vor zwei Jahren aufgelegtem Buch «die crux» kann als Leitfaden auch für eine erhellende Lektüre ihrer neuen Sammlung von Gedichten und Tagebuchauszügen dienen. «Gänsesommer» lautet der von Emily Dickinson inspirierte Titel des Bandes, mit dem die Autorin ihr Projekt einer poetischen Welt- und Selbsterkundung fortschreibt. Wieder nehmen sprach- und dichtungstheoretische Reflexionen beträchtlichen Raum ein; die Wirkung der «täglichen Dosis Wittgenstein», die sich Elke Erb eine Zeit lang gönnte, zeigt sich freilich nur noch in dem expliziten Bestreben, «allen Sinn zu verdichten, bis er dünn genug ist für die unendliche Schönheit, die vorschwebt».

Dass «Gänsesommer» sich in keiner Zeile auf ein abgehobenes sprachliches Exerzitium reduzieren lässt, macht den Reiz des Buchs auch für den nicht spezifisch geschulten Leser aus. Dennoch muss, wer in den Genuss ihrer Vorzüge kommen möchte, sich auf die Texte einlassen. Belohnt wird man mit jenem Zugewinn an Einsichtsfähigkeit und -freude, den allein Kunst bereithält: als steter Aufbruch aus den Mythen des vermeintlich Belangvollen in den Möglichkeitsraum ästhetisch weiter gefasster Seins- und Bewusstseinsentwürfe. Mit dem immer wieder in Anschlag gebrachten Scheinproblem einer «sich selbst genügenden» Wortkunst brauchen wir uns in «Gänsesommer» nicht zu befassen. Was Erbs Texte «beginnen» wollen, hatte seinen Ausgang immer schon im realen Leben – und damit in der Frage, wie und worin ein solches Leben sich als «real» erweist. Es ist nach wie vor die Frage nach der Generalmetapher, die uns als Individuen definiert und unkenntlich macht, «Ich» heisst bis heute das Wort dafür. Als «Grenzfall» stellt sich dieses Ich der Autorin dar, im Akt des Schreibens wird es zum Wir, zum pluralen Subjekt eines umfassenden Vergewisserungsversuchs, der sich vorab auf eine «Lust des Staunens» berufen möchte. Darin wird jeder Anspruch auf Selbstbehauptung hinfällig. «Nenne ich mich, bin ich nichts.» In der Deckung dieses buchstäblich namenlosen Staunens wird das schreibende Ich zum Seismographen seiner auf «leibes-stereo-tiefenschärfe» eingestellten Sinne, Ziel könnte sein, die Autorschaft über sein «Gewärtigen» an das abzutreten, was «der Fall» und der «Grenzfall» zugleich ist: an einen poetisch kontrollierten, das heisst verbindlich offen gehaltenen Austausch zwischen den Wörtern und der Welt.

Auf die Position eines intermedialen Relais mag sich die Dichterin gleichwohl nicht einschränken. «Das, was mich veranlasst, bin ich, und was ich daraus mache, bin auch ich.»

Schon dieser Satz aus «Kastanienallee», Erbs 1987 erschienenem Band mit kommentierten eigenen Texten, spricht von einem Ich, das sein Schreiben lebt. Es ist ein Leben ausserhalb der die Welt bewegenden grossen Ereignisse. Erbs «operative Orientierungen» gelten den kleinen Dingen alltäglicher Existenz; «dem Bedeutenden mit dem Unbedeutenden kommen!» ist ihr Credo bis heute. Den Erkenntnisanspruch ihrer frühen «prozessualen Texte» hat sie zunehmend aufgegeben zugunsten eines Begriffs fortwährender Transformation, in welcher die Phänomene nicht immer gleich benannt und gedeutet, sondern erst einmal betrachtet und bedacht sein wollen. Als «Instrument durch & durch» bezeichnet sich das Schreib-Ich von «Gänsesommer». Seine Aufgabe besteht darin, Erfahrungen, Gedanken und Empfindungen im Rahmen einer poetisch gültigen Indifferenz zu «trainieren», um so an der steten Verwandlung der Dinge wie noch mehr am «Vorschweben» ihrer Schönheit teilzuhaben.

Ein Aufbruch

Als Versuch mitzuschweben könnte man Elke Erbs literarisches Unternehmen bezeichnen. Es ist ein Mitschweben, das sich nie über das faktisch Gegebene hinausschwingen muss, um zu den gewünschten Resultaten zu gelangen. Sowohl in den zahlreichen Bezugnahmen auf ihr wichtige Autoren und Autorinnen wie auch in den kleinen Spots aus ihrem unmittelbaren Lebensalltag möchte man Erbs Spracharbeit ein Element von Naturschilderung attestieren. «Denn sie haben noch Gras an den Schuhn, / diese Wörter, die oben genannten, / wie es selbst, das gemeinte Tun.» Auch diese Zeilen sprechen von der physikalischen Dimension einer zwischen «Erschütterung und Spiel» vibrierenden Poesie, die sich als Aufbruch sieht. Es ist, die Autorin lässt keinen Zweifel daran, nicht zuletzt ein Aufbruch aus einer als «Text» verstandenen Welt. Es mag diesen Text geben; lesbar wird er allein in der poetischen Massnahme, die ihn überschreitet, vielleicht auf sein genuines Unbekanntes hin, vielleicht auf uns selbst. Dass ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Destinationen sich in Elke Erbs Versen nicht ausmachen lässt, ist das beunruhigend Schöne an ihnen.

Jürgen Verdofsky, Stuttgarter Zeitung, 13. Februar 2008

Erstarrte Metaphern sind Diebstahl

Die Dichterin Elke Erb wird siebzig und schenkt ihren Lesern «5-Minuten-Notate»

Nichts ist leiser als Dichten, aus behutsamer Wortfolge kommt der Vers. Elke Erb offenbart in dem neuen Band «Sonanz» ihr Verfahren: Poesie aus «5-Minuten-Notaten» werden in einem Warteraum erprobt, bis Silben bildende Laute – «Sonanzen» – einen neuen, unerwarteten, tieferen Sinn ergeben: «Lautleite von einem Wort zum andern». Die Dichterin sucht, anstatt fertige Bilder abzurufen. Vergessenes, Unsagbares, Unbotmäßiges wird «Zugetragen. Angelandet. Bewahrt».

Der Titel meidet jeden Verweis auf Gedichte. Aber sie zeigen sich – wie auch die Kurzprosa – in stilfeiner Ausprägung. Verblüffend ist die Opulenz: 300 Seiten Poesie; entstanden aus Notaten vom Sommer 2003 an, zwei Jahre mehr oder weniger tagtäglich. «Ein Lebewesen stimmt sich an und orientiert sich ... – bis ins Vormenschliche, Tierliche, Pflanzliche, Erdzeitliche, und es blickt ... in die Belange der Zivilisation und des Verstands», heißt es im Vorsatz.

Jede Dichtung muss ihren Sinn selbst erzeugen, sie ist zur Freiheit verurteilt. «Mir nichts, dir nichts ein paar Wörter / aus der Luft gegriffen, wo sie geistern, / ununterscheidbar von ihr, // aber ihr Quentchen Willen enthalten.» Alles lebt von den Vorzügen der Absichtslosigkeit. Erst aus dem beweglichen Wortlaut kommen Wille und Einsicht. Aber das tagebuchähnliche Schreiben bedarf mit seiner Flut an Einzelheiten eines Gefühls für Maß und Proportion. Hier wird der Unterschied zwischen Wahrnehmung und Gedicht deutlich. Auch in der Wahl ihrer Mittel bleibt Elke Erb behutsam. Sie weiß, «erstarrte Metaphern sind Diebstahl». Jedes falsche Bild kann zum Menetekel werden.

Im Jahr 1938 in Scherbach/Eifel geboren, kam Elke Erb als Elfjährige nach Halle an der Saale. Als Studentin fand sie Anschluss an die «Sächsische Dichterschule» um Adolf Endler, Sarah und Rainer Kirsch. Politisch war sie nicht verfügbar. Als Übersetzerin von Achmatowa und Zwetajewa, Jessenin und Pasternak weiß sie mehr als andere von den letzten Dingen in Lenins und Stalins «Neuer Zeit». Schon in ihrem Debüt «Gutachten» (1975) wehrte Elke Erb sich gegen die Vereinfältigung der Welt. Die unersättlichen Utopien misst sie auch in den Bänden «Der Faden der Geduld», «Vexierbild» und «Kastanienallee» an ihrer gestalteten Sprach- und Bilderwelt. Das machte sie interessant für die Jungen Wilden vom Prenzlauer Berg. Wie sonst nur Adolf Endler wurde sie hier gehört. Nach den Gedichtbänden «Unschuld, du Licht meiner Augen» und «Mensch sein, nicht» ist «Sonanz» Elke Erbs radikalster Versuch, nur dem Wortlaut zu vertrauen. So bleibt ihr auch vieles, was verloren und aufgegeben scheint, gegenwärtig und sagbar. Formales Experiment geht dabei nie so weit, dass das Interesse an ihren Gedichten erlischt. Am 18. Februar feiert Elke Erb ihren siebzigsten Geburtstag. Alles spricht dafür, an ihre poetische Stimme wird man sich weiter halten können.

Michael Braun, Freitag, 15. Februar 2008

Aufstand der Zeichen

Naturwunder: Zum 70. Geburtstag der Lyrikerin Elke Erb am 18. Februar

Das Weltende war für diese Dichterin einst fast mit Händen zu greifen. In Elke Erbs Kinderzimmer in dem weltverlorenen Eifeldorf Scherbach war nämlich das Fenster so hoch angebracht, dass man nur noch den Himmel sah. In diesem fernen Oben müsse die Welt zu Ende sein, glaubte das Mädchen, für das die Welt nur aus den Wiesen und Wäldern rund um die drei Bauernhäuser ihres Dorffleckens bestand. Durch dieses magische Fenster konnte man alle entbehrlichen Alltagsgegenstände hinauswerfen, denn am Weltende, so das Phantasma des Mädchens, können tote Dinge problemlos entsorgt werden. Eines Tages schien aber die reale Apokalypse in der Dorfidylle heraufzudämmern, als plötzlich ein abgestürztes Flugzeug auf den Feldern lag und kurz darauf amerikanische Panzer über die Dorfstraße rollten. Der Kindheitstraum der Elke Erb, der um ihre «Königin Mamma» und deren verlockenden Hagebuttenkonfekt kreiste, war zu Ende.

Es gibt nur wenige Texte, in denen Elke Erb so eindringlich, in erzählerischen Sentenzen, die Urszenen ihrer Kindheit geschildert hat. In den 1970 entstandenen Eifel-Erinnerungen hat sie diese Bilder des Anfangs aufgezeichnet und einen Satz darin untergebracht, der einen Vorblick auf ihre poetische Praxis erlaubt. «Ein Kind, das weit in die Welt hineingeht, erwartet das Wunder», heißt es hier an einer Stelle – und tatsächlich ist die Dichterin, die am kommenden Montag 70 Jahre alt wird, noch immer unterwegs auf diesem Weg, auf dem sie mit nicht nachlassender Neugier nach dem «Wunder» Ausschau hält.

Dieses Wunder erwartet Elke Erb, seit sie in den sechziger Jahren zur Dichterin wurde, von immer neu zu gewinnenden, sich fast auto-poetisch generierenden Konstellationen der Sprache. Im Vorwort zu ihrem neuen Buch *Sonanz*, das auf stattlichen 320 Seiten ein Archiv von «5-Minuten-Notaten» angelegt hat, spricht sie im Vorwort vom Schreiben als einem physiologischen Prozess, der ohne Zutun des Autors seine eigenen poetischen Kombinatoriken hervorbringt. Die Sprachverknüpfungen begreift sie als «Inschriften unter der Haut», die ihr eigendynamisches Possen-Spiel treiben: «Ich sah den Poesien zu, die sie hervorbrachten, und dachte, ich hätte das schwerlich zuwege gebracht.»

Dabei hat sie doch erwiesenermaßen eine ganze Menge an produktiven Sprach-Spielen und Sprach-Entfesselungen zuwege gebracht, seit sie 1966 nach Berlin kam und als Dichterin die DDR-Poesie aufzumischen begann. Als Elfjährige war sie 1949 mit ihrer Familie nach Halle an der Saale übersiedelt, wo sie nach einigen Jahren der tastenden Selbstsuche und eines Studiums der Germanistik und Pädagogik als Lektorin im Mitteldeutschen Verlag zu arbeiten begann. Nach Begegnungen mit Sarah und Rainer Kirsch, Adolf Endler und Heinz Czechowski wurde sie bald zu einer Art Novizin der «Sächsischen Dichterschule». In ihren gemeinsamen Ehejahren mit Adolf Endler entdeckte sie das sorbische Dorf Wuischke als primäres Inspirationszentrum – und als Ruhepunkt fernab der Turbulenzen am Prenzlauer Berg.

Seit ihrem ersten Gedichtband *Gutachten* von 1975 ist das Schreiben für Elke Erb zu einer elementaren Lebensäußerung geworden: «Dichten ist wie Ein- und Ausatmen», heißt es im Band *Die Crux* (2003) – und diese existenziale Produktion hat auch Konsequenzen für die literarische Form. Elke Erb liebt das «prozessuale Schreiben», das auf der Vorläufigkeit der Textgestalt, auf Offenheit und Revidierbarkeit der Form und auf der permanenten Selbstreflexion des Autors beharrt. Der poetische Rohstoff, die Arbeitsskizze und das in

Druckform übergegangene Gedicht kommentieren sich hier gegenseitig in einem fortlaufenden Dialog: ein «work in progress», das kein Risiko scheut.

Das neue Buch *Sonanz* nennt als Quelle dieses unendlichen, sich immer wieder korrigierenden Schreibens die «ohne-Ziel-hier-Passion» – eine Passion, die sich in Elke Erbs berühmtestem Buch, dem mit dem Peter-Huchel-Preis ausgezeichneten Band *Kastanienallee* von 1987, als poetische Symbiose von Gedicht und Kommentar manifestiert. Hier geschieht es nicht selten, dass ein dreizeiliges Gedicht von einem assoziativ wuchernden Kommentar von 20 Seiten flankiert wird. So wird das Gedicht auf seine vokabulären Quellen und semantischen Hintergrundstrahlungen hin durchsichtig gemacht – ein Verfahren, das niemand in so rigider Konsequenz durchexerziert hat wie eben Elke Erb.

Drei Jahre vor dem poetischen Coup mit der *Kastanienallee* hatte die Dichterin gemeinsam mit dem später als begabten Doppelagenten enttarnten Sascha Anderson eine aufsehenerregende Lyrik-Anthologie auf den Weg gebracht: *Berührung ist nur eine Randerscheinung*. Diese Textsammlung ist einer der wichtigsten Markierungspunkte in der Lyrikgeschichte der DDR – mit ihr waren jene lyrischen Exzentriker und nicht-offiziellen Literaten, die einen «Aufstand der Zeichen» gegen die ideologischen Sprachregelungen des SED-Staates entfesseln wollten, endgültig durchgesetzt.

Ohne die literarischen Offensiven Elke Erbs hätte dieser Akt der Überschreitung von Sprachgrenzen und der Auflösung von Konventionen in der DDR-Lyrik wohl nie die ihm eigene Dynamik erreicht. Die einstige Mentorin der später unsanft entzauberten «Prenzlauer Berg Connection» ist ihren Weg der Sprach-Erkundung mithilfe einer offenen Poetik seither immer weiter gegangen; eine Sprachsucht, die ihr mitunter auch spöttische Kommentare eintrug. Wo Erb-Fans das in der *Kastanienallee* beschworene «Naturwunder Wortspiel» feiern, da sehen Skeptiker oft nur die «kommunikationsunfreudige Gestalt» ihrer Gedichte (Christa Wolf) und eine hoffnungslos inkohärente Struktur.

Richtig ist: Elke Erbs Spracherkundung, die auf Abwehr von Klischees bedacht ist, funktioniert nicht als gemütliches, kumpaneihafes Parlando. Ihre Aufzeichnungen verstehen sich eben als Bewusstseins-Inventur, als Situierung eines ungefestigten Ich in wechselnder Topographie und Sprachlandschaft. In den «5-Minuten-Notaten» der *Sonanz* stehen sehr skizzenhafte Texte neben wunderbar sprachbesessenen Wort-Meditationen, die um eine bestimmte Vokabel oder eine Lautstruktur kreisen. Die Fähigkeit zum Staunen über das Rätsel der Sprache wird dieser Dichterin so schnell nicht abhanden kommen: «Ich will nicht über eine Brücke gehen, die pons heißt. / Ein Widerstreben, Sich-Sträuben, chaotisch rundum, jäh / zur Figur verkrampft, Skulptur, ein erstarrter Aufruhr, / verschreckt alle Bewegung zurück in sich! / So? Nein, pons kann nicht sein als Brücke! / Ein Ufer, das andere, darunter Wasser. / Bridge vielleicht?"

André Rudolph, MDR FIGARO, 17. Januar 2008

Landgreifend Wort an Wort: Elke Erb

Eine Sendung zum 70. Geburtstag von Elke Erb am 18. Februar.

Als «Kardiogramme des Denkens» wurden ihre Gedichte einmal bezeichnet. Neben Sarah Kirsch und Friederike Mayröcker gilt Elke Erb heute als die dritte herausragende deutschsprachige Dichterin ihrer Generation. MDR FIGARO sendet ein Porträt von André Rudolph.

Experimentelle Dichtung aus der DDR

Anders als Sarah Kirsch blieb Elke Erb in der DDR, und wurde mit ihren experimentellen Gedichten zu einer wichtigen Figur für die Dichterszene im Berliner Prenzlauer Berg. Sie ist bekannt für ihre hohe Beobachtungsgabe und sprachliche Präzision, für oft auch beunruhigende, ungemütliche Texte zwischen Selbstgespräch und Zwiesprache, die die Welt zu erkunden und zu deuten versuchen.

Geboren wurde sie 1938 in Scherbach in der Eifel. Ihr Vater, Literaturhistoriker und Fachautor in Halle, ließ seine Familie 1949 in die DDR nachkommen. Nach dem Studium in der Saalestadt und einer anschließenden Lektortätigkeit zog Erb 1966 als freischaffende Schriftstellerin nach Ost-Berlin. Ein mutiger Entschluss, ohne eine veröffentlichte Zeile in die «freie Wildbahn» zu gehen, doch im geregelten und ideologisch geprägten Verlagsalltag hielt sie es nicht länger aus.

«Ich kam aus dem Mitteldeutschen Verlag und bin nach Berlin gegangen. Hab mir erkämpft ein Dachboden-Kämmerchen am Rande von Berlin und ich hatte im Kopf so: Du bist Germanist, es gibt lebende Dichter, die musst du jetzt natürlich kennenlernen, was soll sonst bitteschön deine Germanistik. Und dann hab ich die nacheinander aufgesucht und dabei hab ich den Adolf Endler kennengelernt.»

Sie veröffentlichte zunächst Lyrik in Anthologien und erntete Lob für ihren reichen Sprachschatz. Bekanntheit erlangte sie auch mit Übersetzungen und Nachdichtungen russischer Autoren wie Jessenin und Pasternak, Zwetajewa und Achmatowa sowie als Herausgeberin von Annette von Droste-Hülshoff, Peter Altenberg und zahlreichen Künstlerbüchern.

Sie kritisierte scharf die offizielle DDR-Lyrik und plädierte für eine stärker subjektiv geprägte Lyrik («Neue Poesie»). Trotz geringer Veröffentlichungsmöglichkeiten zählte sie zu den wichtigen Literaten des Landes. Neben Sarah Kirsch, Rainer Kirsch, Volker Braun und Adolf Endler wird sie der «Sächsischen Dichterschule» zugerechnet, einer Gruppe von Schriftstellern der Jahrgänge 1930 bis 1950, die die präzise Beobachtung und Behandlung von Themen als Maßstab nahmen und die DDR-Literatur der 1960er-Jahre stark beeinflusste.

1975 erschien im Aufbau-Verlag ihr erster Band «Gutachten» mit Gedichten und Prosatexten, in denen sie u. a. die Wichtigkeit der individuellen Erfahrung in einer Industrie- und Einheitswelt betonte. In den 1980er-Jahren arbeitete sie weiterhin als Übersetzerin und Herausgeberin. Ihr Schreiben setzte sie in einem neuen Modus fort, wobei sie auf den Prozesscharakter des Schreibens und die Parallelität der Gedanken setzte.

In den 1980er Jahren hatte sie Kontakt mit der unabhängigen DDR-Friedensbewegung und schrieb für nicht zugelassene Zeitschriften wie «Anschlag», «Ariadnefabrik» und «Radix-

Blätter». Zusammen mit Sascha Anderson gab sie die wichtigste Anthologie nichtoffizieller Literatur heraus: «Berührung ist nur eine Randerscheinung. Neue Literatur aus der DDR». «Als wir das Buch machten, dieses 'Berührung', da sagten die: Das war schon. Und ich hab dann gedacht: Die hatten ihre Spielphase und dann ist die Spielphase vorbei. Und jetzt kommen wir und spielen neu. Die haben aber nicht begriffen, dass das keine Spielphase ist, sondern eine andere Art von Text, eine andere Textarbeit. Es hieß doch immer alles: Jandl. Das ist doch bekloppt gewesen.»

Symbiose aus Poesie und Kommentar

Von der Kritik gewürdigt und in der Bundesrepublik mit dem Peter-Huchel-Preis ausgezeichnet wurde ihr 1987 veröffentlichter Band «Kastanienallee». Die Entstehung der Gedichtsammlung kann dabei in Notizen, Entwürfen und Gegenentwürfen wie in einem Arbeitsbuch nachvollzogen werden. In dem 1991 verlegten Prosatext «Winkelzüge oder Nicht vermutete aufschlussreiche Verhältnisse» reflektiert sie schonungslos über ihren Alltag der letzten zehn Jahre vor dem Umbruch. Anfang der 1990er-Jahre widmete sie sich verstärkt ihrer Schriftstellerkollegin Friederike Mayröcker, Jahrgang 1924, - einer der bedeutendsten österreichischen zeitgenössischen Lyrikerinnen - und gab mit «Veritas» eine Auswahl ihrer Werke aus den Jahren 1950 bis 1992 heraus. Dem folgten sogenannte Rezeptionsgedichte als eine Reaktion in Versform auf Mayröckers Produktionen.

Zuletzt erschien «Gänsesommer» (2005) bei Urs Engeler Editor in Basel/Weil am Rhein mit 70 Gedichten, die von sprachlichen Suchbewegungen zeugen und einen aufmerksam mitdenkenden Leser fordern, der für einen Dialog bereit ist. Jene Gedichte aus den Jahren 1995 bis 2003 sind das Destillat ihrer Tagebuchaufzeichnungen und Notizen.

2007 wurde Elke Erb mit dem Hans-Erich-Nossack-Preis ausgezeichnet. Sie erhielt den mit 15.000 Euro dotierten Preis für ihr Lebenswerk. Sie ist Mitglied im PEN-Club und in der Sächsischen Akademie der Künste.

Jedes Buch ein neuer Aufbruch

«Die Haut ist müde, die Luft wie Staub, / der Sommertag taub», beginnt eines der 5-Minuten-Notate in Elke Erbs neuem Buch «Sonanz», verfasst am 20. August 2003; ein Notat unter mehreren hundert. Die Haut mag wohl müde sein, der Kopf der Dichterin ist hellwach wie immer - und ein Buch wie dieses hat sie noch nie geschrieben, ein solches Buch gab es noch nie.

«Es begann aus dem Nichts mit keiner Überschrift, nur dem Datum», beschreibt sie ihre seit 2002 erprobte Weise, in einem mit der Armbanduhr gestoppten Zeitraum von exakt fünf Minuten Sätze zu Papier zu bringen, eine spontane Poesie zu erzeugen, die bleiben sollte. Eine Annäherung an die *Écriture automatique* der Surrealisten? Das Wunder ist, dass den so entstandenen Texten nichts Erratisches anhaftet, vielmehr sind sie ausgesprochen klar, klingend, zugänglich. Auffallend häufig stellen sich Reime, Halbreime, Assonanzen ein, elementare Formen der Lyrik, um die Elke Erb sonst gern ein großen Bogen macht.

Denn nur eines lässt sich über ihre Literatur mit Sicherheit sagen: Sie hielt sich niemals an vorgängige sprachliche Muster, so wenig, wie sie je irgendwelchen Denkschablonen verfiel. Mit Kurzprosa begann sie, und bis heute ist die Grenze zwischen der Tagebucheintragung und dem poetischen Text fließend. Jedes Buch ist ein neuer Aufbruch, eine Überprüfung der bisher gekannten Möglichkeiten des Schreibens, Sehens, Denkens. «Prozessuales Schreiben» hat Elke Erb, für die das Etikett Lyrikerin eher ein Hilfsbegriff ist, selbst die anspruchsvolle Kunst genannt, in der sie ihre höchst eigene Wahrnehmungsweise in Texte überführt. «Texte von Elke Erb haben immer etwas Unbedingtes, das uns herausfordert», schrieb Gerhard Wolf im Vorwort zu dem Band «Vexierbild» von 1983.

Mit einer solchen Radikalität des Hinterfragens geht selbstverständlich ein Verzicht auf die Segnungen des Marktes einher, auch die großen Feuilleton-Debatten über DDR-Literatur gingen nicht auf Elke Erb ein, die weder eine «Kassandra» geschrieben noch durch Ausreise nach der Biermann-Ausbürgerung auf sich aufmerksam gemacht hatte. Dafür hat sie ihre Wirksamkeit von jeher auf den Kreis der Eingeweihten, der jungen Dichter, die sich an ihrer sprachgewordenen Widerständigkeit ein Beispiel suchten.

1985 gab sie mit Sascha Anderson die Anthologie «Berührung ist nur eine Randerscheinung» heraus, die die avantgardistische Literatur des Prenzlauer Bergs erstmals im Westen bekannt machte. Zur gleichen Zeit wirkte sie auch auf Autoren, die erst später zum Schreiben kamen. Für Jan Kuhlbrodt, der in Leipzig die Zeitschrift EDIT herausgibt, war «Vexierbild» ein Erweckungserlebnis: «Die Texte stellten stets aufs Neue eine Unvoreingenommenheit in mir her, und das wollte in der von Gewissheiten überschütteten DDR-Kultur etwas heißen. Sie waren frisch, und ihre Ecken waren alles andere als klassisch rund. Es waren Sprachinseln, Wachstumsinseln.»

Aufgewachsen ist die wohl bedeutendste Dichterin des deutschen Ostens in der Eifel, in Scherbach, das heute zu Rheinbach gehört. Bis zu ihrem elften Lebensjahr wohnte sie in ländlicher Umgebung, mit Hühnern, die der Fuchs holte, erlebte Heuernten in Sommern, die sich tief einprägten, während der Vater im Krieg war, nachlesbar in den frühen «Eifel-Erinnerungen». 1949 ging sie mit der Mutter nach Halle / Saale, wo der Vater Arbeit hatte.

In einem Gespräch mit Gregor Laschen zum Huchel-Preis 1988 (für den Band «Kastanienallee») beschrieb Erb den Schritt in den Osten so: «Ich bin in den Überbau hineingegangen, als ob es mein Heimatboden sei, und es kam jetzt darauf an, in diesem Überbau, auf diesem Kopfboden zu leben.» Das ging nur mit gewappnetem Intellekt. Im Germanistikstudium fühlte sie sich nicht wohl, versuchte es mit Psychologie, arbeitete als Lektorin und entschloss sich 1966 für die Laufbahn der freien Schriftstellerin, ohne dass schon eine Zeile von ihr gedruckt war. Erich Arendt erkannte ihr Talent, sie fand Anschluss im Kreis der damals jungen DDR-Dichter wie Karl Mickel und Heinz Czechowski; aus der Ehe mit dem Kollegen Adolf Endler ging ein Sohn hervor. 1975 erschien ihr erstes Buch «Gutachten» mit einem Vorwort von Sarah Kirsch. Früh begann sie mit Übersetzungen aus dem Russischen, eine der staatlich erlaubten Formen, den Kopf herauszustecken.

Seit zehn Jahren erscheint ihr Werk nun im Verlag des Schweizer Herausgebers Urs Engeler. Bücher, die man kaum je von Anfang bis Ende liest, in denen man aber täglich blättern kann wie in einem Brevier, und dann macht man seine Funde. Es gehört zu den Geheimnissen ihrer Kunst, dass sich die unausgesetzte Reflexion, die Beobachtung der Welt, des Schreibens und des Beobachtens selbst, immer neu rückbindet an die Erfahrung des Ursprünglichen. Die Heuernten in der Eifel kehren subkutan als Erinnerungsschübe wieder, geben neue Impulse, ein Antidot zur urbanen Existenz im Häusermeer. Denn seit vielen Jahren verbringt die im Wedding wohnhafte Autorin ihre Sommer in Wuischke, einem abgelegenen Dorf in der Oberlausitz, im sorbischen Sprachgebiet. «Die Haut ist müde, die Luft wie Staub.» Heute feiert Elke Erb in Berlin ihren siebzigsten Geburtstag.

Olga Martynova, Frankfurter Rundschau, 18. Februar 2008

Rohdiamanten aus Sprache

Elke Erb

Ein Nachmittag mit Elke Erb bringt für mein Deutsch mehr als fünfzig Unterrichtseinheiten oder drei gelesene Bücher (so ungefähr). Das habe ich vor nunmehr zwölf Jahren gemerkt, als wir uns kennen lernten. Sie, die heute ihren 70. Geburtstag feiert, ist immer rege, konzentriert, in jeder Lebenssituation geistesgegenwärtig und neugierig. Sie verlangt all das auch von ihren Gesprächspartnern. Unsere Bekanntschaft verdanke ich ihrer Neugier: Sie wollte wissen, was in der russischen Literatur los sei, und nahm das Angebot eines Verlags, ein Prosabuch meines Mannes Oleg Jurjew zu übersetzen, an. Inzwischen haben wir vieles zusammen gemacht, wir wurden von ihr übersetzt, haben sie übersetzt, und ich habe alle ihre Bücher gelesen. Es herrscht oft die Meinung, dass persönliche Gefühle der Rezensenten in deren Besprechungen nichts zu suchen hätten. Ich kann dieses Bestreben nach Objektivität zwar verstehen, bin damit allerdings nicht ganz einverstanden. Nicht nur objektive Kritik gehört zu einem gesunden Literaturleben. Es braucht auch Liebesbekundungen der Kollegen und Parteinahme der Mitstreiter.

Elke Erb ist heute unumstritten eine der bedeutendsten Lyrikstimmen deutscher Sprache. Lange Zeit hat man sie als einen Teil der DDR-Literaturgeschichte sehen wollen. Sie schreibt und wirkt jedoch schon seit fast zwanzig Jahren im vereinigten Deutschland und gehört damit auch der äußersten Gegenwart an. Tritt sie gemeinsam mit jungen Kollegen auf, sieht und hört man sofort: Die Generation des Lyrik-Booms ist von Elke Erb begeistert. Und: sie, mit ihrer Sprachwucht und Experimentierfreude, scheint die jüngste unter ihnen zu sein.

Elke Erbs Texte gelten als kompliziert, schwierig und hermetisch. Dies zu verneinen hieße, gegen die Offensichtlichkeit zu kämpfen; dem zuzustimmen bedeutete, die grundsätzliche Eigenschaft dieser Texte zu leugnen, nämlich ihre Offenheit. Der Leser sollte sie auf sich wirken lassen, und er wird bemerken, wie sie sich ihm öffnen. Oder wie er sich ihnen öffnet. Das illustriert ihr neuer Band «Sonanz» ganz besonders gut: «Was ist, ist geworden./Vor dieser Pflanze ist Nicht-Sie./Same, Keim, Sproß, Blatt, Zweig, Frucht./Zeit, die nicht zehrt, zerzt, langweilt und lügt.»

Über das Bild der laufenden Zeit und der Vergänglichkeit der Dinge wirft dieser Vierzeiler ein Bild, das die Notwendigkeit der Veränderung preist. Und Sich-Ändern ist eine der beständigsten Eigenschaften Elke Erbs. Aus diesem Grund wäre ein «Jubiläumsbuch», eine Sammlung «repräsentativer» Texte aus vielen Jahrzehnten ihres Schaffens, vielleicht nicht machbar - denn zu grundlegend sind die Metamorphosen ihrer Poetik. «Sonanz» gibt das wieder, was Elke Erb am liebsten ist: Das Hier und Jetzt. Hier und jetzt riskiert sie einen radikalen Versuch. Einige Jahre lang schrieb sie fast jeden Tag «5-Minuten-Notate» nieder. In ihrem Vorwort erzählt sie, wie Ulrike Draesner ihr diesen Vorgang empfohlen hatte, und gesteht: «Als ich meinte, ich könne das nicht, sagte sie: Wenn du nicht weiter weißt, schreibe einfach das letzte Wort, bis die Zeit um ist. Eben das war (nicht die Ermunterung, sondern) der auslösende Reiz: das Nichts, das die Hemmung wegstrich».

So hat Elke Erb für sich das «automatische Schreiben» entdeckt. Im Unterschied zu den Surrealisten, die bei diesem Verfahren auf Abschaltung jeder Zensur der Vernunft bauten, setzt sie ihre Texte starker Bearbeitung aus. Es sind keine rohen «Notate». Wie bei der Bearbeitung eines Rohdiamanten wird erst durch den Schliff die verdeckte Eigenschaft sichtbar. Paradoxerweise besitzen diese Gedichte mehr feste Vers- und Bildstrukturen als ihre

früheren, bewusst auf die Entfaltung des eigenen Gedanken- und Wahrnehmungsflusses konzentrierten Texte.

Das «Untergedächtnis» der Lyrikerin befreit das Kulturgedächtnis der Sprache, die Kristallographie des Gedichtes; ihre Rhythmen und Klänge zeigen eine deutliche Neigung zur Wiederkehr - das ist die klassischste und vielleicht die experimentellste Elke Erb aller Zeiten.

Martin Zingg, Neue Zürcher Zeitung, 18. Februar 2008

Mit der Wünschelrute

Elke Erbs «5-Minuten-Notate»

Was sie schreibt, kann manchen langen Text mit leichter Hand aufwiegen. Sind es denn Gedichte, die wir lesen, sind es knappe Prosastücke oder gar Notizen, Tagebucheinträge? In erster Linie sind es Texte von Elke Erb. Man kennt ihre Handschrift, ihren Tonfall – und darf dennoch und gerade deswegen immer wieder mit Überraschungen rechnen.

Elke Erbs jüngster Band heisst «Sonanz» und versammelt Texte, die unter einer strengen Regel entstanden sind. Fünf Minuten täglich schreiben, das war die selbstauferlegte Vorgabe. Fünf Minuten reagieren auf die Welt, auf die Sprache, die auf Welt reagiert, auf alles, was der Fall ist. Herausgekommen sind betörende, mitunter etwas rätselhafte «5-Minuten-Notate», die immer auch daran erinnern, dass die Sprache tut, was sie sagt. Die Sprache ist Elke Erbs Wünschelrute, und es ist klar, dass die Autorin damit nicht nur überall Wasser findet, sondern diesem auch seine eigenen Wege gönnt. Ständig lässt sie sich überraschen und anregen von dem, was ihr beim Schreiben zustösst. Ihre Schreiblust kann überall ansetzen, bei alltäglichen Vorgängen oder Gegenständen, bei einem Lexikoneintrag oder einer schlichten Kachel, nichts scheint sicher vor ihr, und aus allem wird Text. Elke Erb lässt sich dabei gern von Lauten tragen und treiben, von Assonanzen, von Anspielungen und Echos aller Art. Das beginnt schon beim Titel. «Sonanz» ist ein mehrdeutiges Wort, und die Bezeichnung «5-Minuten-Notate» ist natürlich eine Anspielung auf die nicht ganz unbekanntere «5-Minuten-Terrine».

Elke Erbs Notate präsentieren ungewöhnliche Mitteilungen, und sie sind auch dort, wo sie zunächst einfach scheinen, nicht selten angewiesen auf eine starke Eigenbeteiligung der Lesenden, das macht sie spannend. «In den Rücken geschossen / ist ein mündendes Wort. // Lindenblatt Rückenschuss Wort.» So beginnt das 5-Minuten-Notat «Besiegelt», und schon auf den ersten drei (von dreizehn) Zeilen wird reichlich Assoziationsmaterial ausgelegt, das beispielsweise von «mündend» zu Mund und Mündung reicht und von «Lindenblatt Rückenschuss» bis in die Nibelungensage hinein, in der Siegfried am Rücken eine verwundbare Stelle hat: dort, wo beim Bad im Drachenblut ein Lindenblatt die schützende Flüssigkeit nicht an die Haut liess. Nacherzählen lässt sich hier nichts, zu geniessen ist aber ein witziger und höchst geistesgegenwärtiger Umgang mit sprachlichen Bildern und den Verknüpfungsofferten, welche die Sprache nur dort macht, wo man sie dazu einlädt.

Debütiert hat Elke Erb 1975 mit dem Band «Gutachten», das war noch zu Zeiten der DDR, und Sarah Kirsch schrieb in ihrem knappen Nachwort: «Ich kann dieses Buch den Lesern nur sehr empfehlen und ihnen versichern, dass sie eines erworben haben, das berühmt werden wird.» Das Buch ist tatsächlich berühmt geworden, und mit ihm dessen singuläre Autorin. Mehr als ein Dutzend Werke hat sie seither vorgelegt, die vielen Übersetzungen und Nachdichtungen nicht mitgerechnet, und noch immer ist sie eine, deren Bücher man der geneigten Leserschaft «nur sehr empfehlen» kann. Elke Erb, in Scherbach in der Eifel geboren, wird heute siebzig Jahre alt.

Steffen Popp, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. Februar 2008

Forschungsprojekt Vers

Lehrmeisterin ohne Selbstgewißheit: Der Dichterin Elke Erb zum Siebzigsten Geburtstag

Da die Werke von Elke Erb in unserer Bibliothek unter «Junge Lyrik» stehen, fällt es einigermaßen schwer, an ihren Siebzigsten Geburtstag zu glauben. Die Texte der Dichterin gehören zum Lebendigsten und Innovativsten, was die deutschsprachige Lyrik derzeit zu bieten hat, weitgehend unabhängig vom Datum ihrer Publikation und gänzlich von den Lebensjahren ihrer Verfasserin, die letztere offenbar in einer anderen Ablage sammelt – in Nachbarschaft möglicherweise mit Themen wie «Steuer», «Versicherungen» etc. –, während ihre Gedichte und Notizen seit Längerem vorbildlich aufgemacht im Verlag Urs Engeler erscheinen. Herausragende Werke sind definitionsgemäß dünn gesät, das gilt auch für den Bereich der Lyrik und für diesen vielleicht in besonderem Maße. Angesichts des Werks von Elke Erb jedoch darf man bedenkenlos «wunderbar», «umwerfend» oder eben «herausragend» in Anschlag bringen; selbst verbotene Wendungen wie «ingeniös» sollten genutzt werden, um den ausgesprochenen Glücksfall, den diese Literatur für die deutschsprachige Lyrik bedeutet, angemessen zu beschreiben. Wie weit die beglückende Wirkung dieser Gedichte reicht, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, es steht zu befürchten, dass sie nicht über die von Hans Magnus Enzensberger geschätzten ca. 1200 ernsthaften deutschen Lyrikleser hinausgeht. Unter diesen allerdings haben die Gedichte Elke Erbs einen Stellenwert wie in der bildenden Kunst die Werke eines Kiefers oder Richters – dass wir hier einen eher ungelungenen Vergleich bemühen, tut der Tatsache selbst keinen Abbruch. Möglicherweise noch mehr für Elke Erb spricht, dass sie als eine von wenigen Dichterinnen über zwei Generationen hinweg auch für jüngere Autoren außerordentlich wichtig ist. Dabei wird sie keinesfalls nur mit bereits länger zurück liegende Arbeiten wahrgenommen, sondern gerade auch mit aktuellen Publikationen, etwa den Gedichtbänden «Gänsesommer» (2005) und «Sonanz» (2008).

Die Hochschätzung Elke Erbs gerade auch unter den jüngeren Dichtern beruht auf verschiedenen Qualitäten, fast möchte man sagen «Tugenden» ihrer Arbeiten. Ihre Gedichte sind unpräntiös, stellen sich jedem Klischee, jeder Phrase entgegen; die Verse wirken bis ins Detail beherrscht, dennoch nie steif, und nehmen mit einem klugen Ineinander von eigensinniger Wahrnehmung und einer großen Lust am Denken für sich ein. Die Erfahrungen, die man mit diesen Gedichten machen kann, entstehen nicht auf Kosten ihrer Gegenstände, sondern aus der Perspektive, die wie eine Prüfsonde der Verfasserin zwischen ihnen navigiert, Verbindungen herstellt und auch den Brüchen, dem ständigen Ungenügen vor den Dingen nicht ausweicht. Das Sprechen Elke Erbs ereignet sich gleichsam in Augenhöhe dieser Bewegung, nie wird man sich hier unterschätzt oder bevormundet vorkommen – und sei es nur aufgrund der subtilen Ironie, die in vielen Texten durchscheint, einer Ironie, die irgendwie mit dem Bestehen der Welt zusammenhängt und sich vielleicht als eine «mehrfach gewendet romantische» beschreiben ließe: »Der Abend hat viel Laub. Er kennt sich nicht. / Wir gehen. Gehen, gehen. Übermüdet. // Die Blätter spiegeln. Stille. / Zu keinem Ende. Die Spirale wirbelt. Übermüdet. // Das Schachbrett weicht von Nässe auf. Es schwillt. / Ein Zoll wird nicht entrichtet, niemals lügen. // In früheren Schichten trat an dieser Stelle gut / ein Jäger auf, der einen Hasen trug.« [Sonanz, »Selbänder«]

Elke Erbs Gedichte sind Forschungen, die den Forschenden selbst verändern und sich eben um diese Veränderungen drehen, mit ihnen umgehen. Sie wirken als Spuren, diskrete Körper dieser doppelten Bewegung, bilden Partituren eines Wahrnehmens, das aktiv ist, nichts einfach hinnimmt: »Ein Vogel, zerrissen in der Luft! Ich wende mich / gegen die Luft, tilge

sie, hemme sie, sende sie um. // [...] // Mein Gelb, mein Rosa, mein Blau, / erlaube nicht, was geschehen ist, / Meinung, nimm es zurück!« [Sonanz, »Zurück«]. Die Eigengesetzlichkeit der Sprache trifft hier auf die Eigensinnigkeit der Sprechenden; beide verstärken sich gegenseitig, treiben das Gedicht zu überraschenden Einsichten, die den Lesenden in dem verwunderten Gefühl zurücklassen, sie aus eigener Kraft erlangt zu haben: *»Himmel die weißen Eiswolken fasernd / & federnd Seidiger Glanz // Es ist das Grundstück Wüste eines Gartens // Die Einsamkeit ist eines Gartens Wüste / Der Wüste Hortus ist darin Alleinsein // Es ist das Gartengrundstück Einsamkeit der Wüste / Parzelle ist durch eine Wüste wandern. // Es fehlt etwas. Es ist das Vaterhaus. // Die Mutter war nach allen Seiten Umkehr / von einem Eispol. Mehr ist ja nicht möglich.«* [Gänsesommer, »Parzelle«].

Elke Erb gibt sich jedoch nicht mit dichterischem Gelingen zufrieden, sie unterzieht das poetische Moment selbst einer beständigen Prüfung, fragt nach seinen Bedingungen. Bereits in dem Band «Kastanienallee» von 1987 werden die Gedichte unmittelbar mit den Umständen ihres Entstehens konfrontiert, durch fortlaufende Kommentare, die als Erweiterungen, als Speicher für Ungesagtes lesbar sind und in ihrem prosaischen Gestus an Außenskelette empfindlicher Seetiere erinnern. Noch deutlicher wird dies in jüngeren Büchern wie «Mensch sein, nicht», in denen Gedichte als «Tagebuchnotizen» unter anderen auftauchen. Das unter Dichtern häufig anzutreffende Nebeneinander von Lyrik und Essay wird hier aufgehoben, zugunsten einer Forschung mit verschiedenen Mitteln, die, vergleichbar etwa mit den Arbeiten Francis Ponges, Wechselwirkungen in einem Feld des Sprechens und Wahrnehmens sichtbar macht. Dieses Interesse kommt auch in den Gedichten selbst zur Sprache: *»Eine Reihe von Silben, eine Betonung dazu: / Gehen nicht auch Wege so wie die Sprache in der Zeit? // Erwägung unten am Haus, bei der Kiefer. / Man kommt ja auch schlecht weg hier / vom Seeufer, aus dem Gebirge. // Von oben, vom dritten Stock, der Blick in den Baum: / Wie ein Wedel über dem anderen der unaufhörlichen Sprache / etwas zu malen scheint. Auf dies Wedeln begrenzt. // Ort: Cadenabbia, Villa Collina am Comer See / (das obere Haus).«* [Gänsesommer, »Passierbarkeit«].

Abschließend möchten wir noch einmal auf das Anlass gebende Jubiläum zu sprechen kommen, den eingangs nur unter Vorbehalt hingenommenen Siebzigsten Geburtstag der Dichterin. Wir müssen ihn wohl akzeptieren, und gratulieren ihr hiermit aufs Herzlichste. Und möchten Elke Erb bei dieser Gelegenheit danken, für ihre Werke, die Literatur als etwas Lebendiges greifbar machen, als die einzigartige Möglichkeit, das Andere, das man weitgehend ist, vehement zu behaupten, es gegen die Welt zu halten, die ihm – ganz unvermutet – aufmunternd winkt.

Roza Domascyna, Sächsische Zeitung, 18.02.2008

Inschriften unter der Haut

Die Dichterin Elke Erb, die heute 70 Jahre alt wird, zaubert auch in ihren neuen Texten mit dem Klang der Wörter

Im Jahre 2002, im Herbst, hat Elke Erb an diesen Texten zu arbeiten begonnen. Seitdem hat die Dichterin sie immer wieder gesichtet und verdichtet. Entstanden ist ein Konglomerat aus Weltbetrachtung und Selbstbetrachtung, Wortwitz und Geistesblitz. Wer aber ist ICH in den Texten? Elke Erb im Vorwort: «Mit den ersten lauten hatte sich, wie man bei einem Instrument vor dem Spiel prüfend einige Tasten anschlägt, mein subkutanes Lebewesen hervorlocken lassen und sich selbst angestimmt.» Also handelt es sich nicht um die erste Person Singularis.

«Ich ist ein Anderer», wie es der Dichter Rimbaud so treffend sagte. Bei Elke Erb ist dieses Lebewesen ihr «leibliches Instrument». Und dass es sich um ein Instrument handelt, dafür gibt es manch ein Indiz. Da sind zuerst die sonanten, silbenbildenden Laute, die Selbstlaute oder die lange auf der Zunge als auch beispielsweise unter dem Geigenbogen gehaltenen Dauerlaute, wie das «s» beim «pst» oder das «r» beim «brr». Der Selbstlaut «o» dominiert in der Wortkombination «Gladiolen-wiederholen», die ein Sich-Erneuern im Jahreskreis wie nebenbei hersagt. Das «u» schlängelt sich durch «die ungemeinte Unwahrheit der Position./der ungemeinten». Ein hintergründiges «ei» tönt im Gedicht «Schein und Schatten»: Das Auge erhält eine Schneide./Einen schneidenden Rand. So entscheidend./daß das Massiv ein wenig nieder/ sich senkt wie es scheint.» Das Nachscheuen und das Anfühlen sind die Vorgehensweise der Dichterin: «Gelegentlich schaut die Figur nach, ob sie diese denn ist.»

Das Ganze wird durch Wortmusik, die ja auch Sprachmusik ist, getragen, durch Erfahrung und Neugier. Dies erzeugt Magie, der man sich beim Lesen schwer entziehen kann. Und man will sich dem poetischen Text auch nicht entziehen, besonders, wenn man ihn laut vor sich hersagt. Aber es ist nicht nur die Schönheit der Sprache, die bei genauer Benutzung aufklingt, es ist auch das Wissen um die Endlichkeit und um den Anfang, das in diesen Texten steckt. Hier spricht eine Dichterin mit Selbstverstand. Sie spricht, und jeder, der hört, erfährt. Aber es ist die Neugier, die überwiegt, die Annäherungen ermöglicht. Zum Beispiel zu allerlei geometrischem Gestänge, das als Zubehör – wie Kante, Fläche und Kegel – eine Orientierung im Raum schafft. Eine Orientierung im poetischen Raum bieten Lautlinien, eine «Wort-in-Wort liegende Musikalität», wie Elke Erb es mir einmal beschrieb. Diesen sichtbaren und hörbaren Möglichkeiten geht sie nach und verfasst ganz eigene Texte.

«Niemand kann nicht ans Werk gehen», sagt die Dichterin im Anfangs- und Schlussvers eines Gedichtes zu diesem Thema. Hier schwingt das «ni(e)» mit – wie bei Goethe, der gesagt haben soll: «Keine Liebe war es nicht.» Genau so ist es mir mit diesem Buch ergangen. Wer es liest und sich auch auf das Nachschwingen der Laute einlässt, wird dies erfahren. Elke Erb wird heute siebzig. Die Texte, die nach «5-Minuten-Notaten», wie sie es sagt, entstanden sind, handeln von den «Belangen der Zivilisation und des Verstands», also den «Geschicken der Geschichte» und von den Orten, die ein Lebewesen einzunehmen vermag.

Katrin Greiner, Neues Deutschland, 18. Februar 2008

Reise unter die Haut

Ein neuer Gedichtband von Elke Erb, die heute 70 Jahre alt wird

Eines Tages im Herbst 2002, so Elke Erb in der Vorbemerkung zu diesem Band, habe Ulrike Draesner ihr gesagt, sie schreibe jeden Tag fünf Minuten lang etwas nieder. «Als ich meinte, ich könne das nicht, sagte sie: Wenn Du nicht weiter weißt, schreibe einfach immer das letzte Wort, bis die Zeit um ist. Eben dies war (nicht die Ermunterung, sondern) der auslösende Reiz: das Nichts, das die Hemmung wegstrich.»

Als ob es eines solchen Anstoßes bedurft hätte! – «Sonanz. 5-Minuten-Notate» ist Elke Erb ist Elke Erb ist Elke Erb. Mehr als zwei Jahre, mit kurzer Vor- und Nachlaufzeit hat sie sich (fast) täglich diesem Exerzitiu[m] ausgesetzt und tagebuchähnlich Lyrik und Miniatur-Prosa verfasst. 320 Seiten (allein 13 Seiten Inhaltsverzeichnis!), 435 Texte, chronologisch geordnete Reise unter die Haut, zum «subkutanen Lebewesen», das «... stimmt sich an und *orientiert* sich.»

Sonanz – Klang. Klang, der in eben jenem hervorgelockten Wesen, dem «leiblichen Instrument», sich formt. «Ein Ding hat, benannt, einen Ton in dem Namen./ Ein Ton ist ein Ton, weil es andere gibt.» Die Expedition geht in die Geschichte, gar zurück bis zum Faustkeil oder zu den in Gräbern verwahrten Hünen. Ferner winkt, mehrfach, der Berg Czorneboh, südöstlich von Bautzen gelegener, einst kultisch tradierter Ort. Nachfach christianisiert. Christentum – mit Symbolen, die Erb dreht, wendet, in ihr Licht setzt: «Im oberen Rückgrat durchgestrichen, das ist ein/ Kreuz.» Der poetische Ritt durch die Welt- und Kulturhistorie, die Werte markierte und schändlich verwarf, landet im Barock, in der Aufklärung, im verängstigten 19. Jahrhundert der Weltkriege und zieht in die Landschaft der Kindheit. Später sogar durch die einst enthusiastisch aufgebaute («Fort mit den Trümmern/ und was Neues hingebaut») DDR, deren Rest heute versorgte Vorstadt ist, durch die eine Rentnerin schlurft.

Die andere Spur, untrennbar verwoben mit der ersten, zieht die Sprache. Die «Dinge», nur einen Hauch seitwärts gerückt, sind plötzlich neu zu überdenken, aus- oder anzusprechen. Assoziationen, die im Lesen sich fortsetzen, entwickeln ihr eigenes Leben. Ad absurdum geführte Metaphern kommentieren sich selbst. Anbei liefert Elke Erb immer wieder Ausflüge ins Ländliche (Kulissen: Äcker, Waldränder, Buchen, Birken, Wiesen, Gras; Personal: Schafe, Kühe, Hühner, Katze, Fuchs, Esel und immer wieder Krähen) oder in die Belange zivilisierten Lebens (Interieur: Bügeleisen, Bett, Krankenakte etc.) – nur scheinbar unscheinbar und sich im aufgeschlossenen Leser zu Horizonten öffnend. Diese «5-Minuten-Notate» fordern heraus, wollen genossen, gedreht und gewendet werden. Und keines ist zuviel! An allen Ecken und Kanten (oh, erbsche Worte!) finden sich Anklänge, Zitate: Christian Wolff, Schiller, Hölderlin & Co, und nicht zuletzt Elke Erb selbst.

Elke Erb wird heute 70. Sie beweist sich mit diesem Band, ihrem mittlerweile fünften im Verlag Urs Engeler, einmal mehr als außergewöhnlicher «poetische Geist» (Friederike Mayröcker einst in ihrer Laudatio zum Erich-Fried-Preis 1995). Und sie wird wohl auch weiterhin an ihrer Suche nach dem Klang der Dinge teilhaben lassen, denn «ES LOCKT

NOCH, / einiges auseinanderzuhalten, / Kompaktes, auseinanderzubringen, daß es / Blicke bekomme, zueinander. Licht falle.» Zu wünschen wäre eine Gesamtausgabe, die das komplette Schaffen der Autorin in den Zusammenhang stellt.

Markus Bundi, Mittelandzeitung, 23. Februar 2008

«Trainiert der Wind die Bäume?»

Pünktlich zum 70. Geburtstag von Elke Erb am 18. Februar 2008 ist ihr neuer Band, «Sonanz», erschienen.

Der Sonant bezeichnet den silbenbildenden Laut, und man spricht auch von sonantischen Konsonanten, wenn der Vokal fehlt (zum Beispiel bei Dirndl, gesprochen «Dirndel»). Resonanz wiederum meint das Mittönen oder den Widerhall eines andern Körpers. «Sonanz», wie der neue Band von Elke Erb heisst, hat ohne Frage mit beidem etwas zu tun: Denn es geht um Silben wie auch sinnbildende Laute, der Körper aber, der zunächst im Vordergrund steht, ist kein fremder, sondern der eigene: «Mit den ersten Lauten hatte sich, wie man bei einem Instrument vor dem Spiel prüfend einige Tasten anschlägt, mein subkutanes Lebewesen hervorlocken lassen und sich selbst angestimmt, sodass es als leibliches Instrument fortan anwesend blieb», schreibt die Dichterin im Vorwort.

Elke Erb, 1938 in der Eifel geboren, übersiedelte 1949 nach Halle, in die damalige DDR. Seit über dreissig Jahren erscheinen Bücher von ihr. Die Schriftstellerin und Übersetzerin wurde für ihr eigenständiges Werk mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt 2007 mit dem Hans-Erich-Nossack-Preis. Sie lebt heute in Berlin.

Ihr jüngster Band trägt den Untertitel «5-Minuten-Notate». Eine zeitliche Limite also, zumindest für die erste Niederschrift des jeweiligen Textes. Eine Zeitvorgabe, die es aber auch dann einzuhalten galt, wenn vor Ablauf der fünf Minuten «nichts» mehr kommen wollte. Würde es nicht sogleich Missverständnisse hervorrufen, man könnte von «Action Writing» sprechen, bei dem auch das Nichts, wie Erb erläutert, zum auslösenden Reiz wird. Buchstäblich alles kann in ein Gedicht fliessen, Beschreibung wie auch Reflexionen zu diesem Tun im selben Moment: «Eine Spannung Wort zieht Wort nach, mit sich, weiter, / Laut Laut und Sinn auch Sinn, so geht es hin» – so lautet die erste Strophe eines der Gedichte ohne Titel. «Das Gedicht will sprechen, ansprechen, aussprechen, sich aussprechen », notierte einmal Rose Ausländer, und diese Erkenntnis ist unzweifelhaft auch Erbs Texten eingeschrieben. Bei diesem Prozess «nur» von Assoziationsketten zu sprechen, wäre allerdings verfehlt: Sinn und auch Hintersinn bilden sich immer zwingend heraus, springen dem Leser ins Auge oder lassen sich zumindest erahnen. Oder es setzt sich eine einzelne Zeile im Gedächtnis fest und bleibt dort hängen, zum Beispiel: «Ob der Wind die Bäume trainiert?»

Tobias Lehmkuhl, Süddeutsche Zeitung, 1. April 2008

Blitze aus der Blickhüfte

Elke Erbs findige 5-Minuten-Notate

Über zwei Jahre hinweg habe sie sich eine tägliche Schreibpflicht auferlegt, so Elke Erb im Vorwort zu ihrem neuen Buch «Sonanz»: Fünf Minuten lang galt es, den Stift nicht vom Papier zu nehmen – sei ihr nichts mehr eingefallen, habe sie das letzte Wort einfach wiederholt, bis die Zeit um gewesen wäre. Eine Schreibpflicht, die von etüdenhafter, recht privater Art scheint. Die jüngst siebzig Jahre alt gewordene Elke Erb aber hat durch diese Schreibhaltung zu einer ihrem poetischen Temperament überaus gemäßen Form gefunden. Ihre Texte waren immer schon skizzenhaft, vorsichtig-tastend, aber auch äußerst widerständig und zuweilen satzenhaft-knapp, die Grenzen zur Prosa und anderen Formen fließend. «Gedichte und andere Tagebuchnotizen» heißt eines ihrer Bücher im Untertitel, und in dem schon fast legendären, kurz vor dem Mauerfall erschienenen Band «Kastanienallee» führt jedes Gedicht seinen eigenen Kommentar mit sich – wobei sich die Kommentare wiederum mitunter in selbstständige und umfangliche lyrische Texte verwandeln.

Auf viele jüngere Dichter übt Erbs fast kindlich-neugierige und durchaus schrullige Art seit einiger Zeit merklichen Einfluss aus. Sie bildet eine Art Gegenpol zur ausufernden Friederike Mayröcker und dient gleichzeitig als eine Art Ersatzmutter der Avantgarde, nachdem so viele ihrer Protagonisten in den letzten Jahren gestorben sind. Erst jetzt, könnte man sagen, kommt ihre Arbeit richtig zur Geltung, und mit «Sonanz», so scheint es, erreicht sie einen ganz außerordentlichen Grad an Intensität, als habe die zeitliche Beschränkung ein Höchstmaß an poetischer Konzentration bewirkt: «Wiederum Buchen./ am Ufer unten. Nur zwei./ Doch Riesen, selten dick und hoch./ und straff wie eingenäht in Elefantengrau./ So glatt und gerade können sie nicht alt erscheinen!/ Und aber stumm wie nicht von dieser Welt.»

Bei den täglichen fünf Minuten ist es gleichwohl nicht geblieben. Erb hat ihre Texte nachbearbeitet, in Form gebracht, mit Titeln versehen. Die Spontaneität, das Momenthafte aber ist ihnen deutlich anzumerken, vor allem zeigt sich, wie sehr Erb aus dem Klang heraus arbeitet, aus «Sonanzen». «Bistum, Blitz, blind», heißt es da, oder «harrender Farn./ Gemarteter/ Stadtpark.» Die sogenannte «Lautleite» hat Erb eigenem Bekunden nach als leidig und bevormundend empfunden. Der Leser aber merkt, dass die Dichterin nicht an lautmalerischem Spaß oder wohliger Klangharmonie interessiert ist. Der semantische Assoziationsraum wird vielmehr musikalisch geordnet.

Das ist alles andere als eine «écriture automatique». Elke Erb geht es nicht um Traumzustände, sondern, «hell und schnell», ums wache, aufmerksame Beobachten: «An den Schrebergärten/ reibt sich die Blickhüfte wund.» Und was diese Blickhüfte zu sehen bekommt, ist zum Beispiel «Novemberlicht», versehen mit der Erkenntnis: «Die Blässe blutet nicht.» Von solcher Empfänglichkeit möchte man sein. Täglich fünf Minuten, das scheint kurz. Was Erb aber alles in die meist kaum halbseitigen Gedichte packt, wird dem gemeinen Flaneur nicht in fünf Tagen begegnen. Sei es ein «geil-gelber Geruch» oder «unfern das zarte/ Wegwartenblau.»

Der urbane Alltag wie der Blick auf Natur gehören zu den «Aufgaben» dieser Dichtung. Aber auch der «Zeitleib» selbst wird zum Gegenstand, jene «stumm summende Unterhaut», spricht: Krankheit, Trauer und Tod. Dabei sind diese Gedichte so lebhaft, gegenwärtig und augenblicksnah wie wenig Anderes. Tröstlich-heiter lautet ihr unterschwelliger Refrain: «Morgenglocken wachgeworden». Möge er ewig erklingen.
